

Nordisches Archiv.

M o n a t' J u l y

1 8 7 0 7.

R i g a,

in der Expedition des nordischen Archiv's.

Das nordische Archiv erscheint in monatlichen Hefen. Drei Hefte machen ein Bändchen, und zwölf einen Jahrgang aus, dessen Preis zu 10 Rubel bestimmt ist.

Die Hauptexpedition für ganz Rußland hat das Kaiserl. Gouvernements-Postamt in Riga übernommen. Aus umliegenden Gegenden wendet man sich directe an die Verlags-Handlung selbst. Zweckmäßige Beiträge werden unter derselben Adresse eingesandt und wie bisher nach Kräften honorirt.

Riga, im July
1807.

Die Expedition des N. K.

Inhalt.

	Seite.
I. Sendschreiben an die Herren Prediger in Ingermanland. / / / / /	I
II. An die protestantischen Gemeinden des St. Petersburgischen Gouvernements. / /	19
III. Anekdoten aus dem Leben des längst ver- storbenen russisch-kaiserlichen Kanzlers Be- stuchew. (Beschluß.) / / / /	32
IV. Lückenbüßer. / / / / /	42
V. Gefühle und Betrachtungen. / / /	49
VI. Militärische Paradoxa. / / /	59
VII. Miszellen. / / / / /	64

Gedruckt bey Wilhelm Ferdinand Häcker,
privilegirtem Stades - Buchdrucker.

Mit Bewilligung der Kaiserl. akademischen Censur zu
Dorpat.

Nordisches Archiv

vom Jahre 1807.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Drittes Bändchen.

July, August, September.

R i g a,

in der Expedition des nordischen Archivs

Monat July.

	Seite.
I. Sendschreiben an die Herren Prediger in In- germanland. : : : : : : : :	1
II. An die protestantischen Gemeinden des St. Petersburgischen Gouvernements. : :	19
III. Anekdoten aus dem Leben des längst ver- storbenen russisch-kaiserlichen Kanzlers Bestu- schew. (Beschluß.) : : : : : :	32
IV. Lückenbüßer : : ; : : : :	42
V. Gefühle und Betrachtungen. : : : :	49
VI. Militärische Paradoxen. : : : : :	59
VII. Miscellen. : : : : : : :	64

A u g u s t.

I. Etwas von den Germaniern oder alten Deut- schen. : : : : : : : :	65
II. Briefe über die Moldau. (Beschluß) : :	81
III. Das Portrait : : : : : :	96
IV. Bemerkungen über das türkische Reich. :	114
V. Versuche und Erfahrungen. : : : :	123
VI. Die Haare. : : : : : : :	134
VII. Naturgeschichte. : : : : : :	137
VIII. Hauptartikel des Friedens von Tilsit. :	142

S e p t e m b e r.

	Seite.
I. Etwas von den Germaniern oder alten Deutschen. (Beschluß.)	145
II. Zur Geschichte der Belagerung von Breslau.	163
III. Berichte des Generals von Bennigsen über die Schlacht bey Friedland und seinen Rückzug.	184
IV. Neuerfundene Kunst, Verzierungen und Figuren aus Holz zu gießen.	189
V. Naturgeschichte. Fortsetzung der Extreme und ihrer Verwandtschaft.	199
VI. Ursprung der Elektrizität.	202
VII. Andreas Kone.	205
VIII. Berichtigung.	208

Nordisches Archiv.

Monat July 1807.

I.

Sendschreiben an die Herren Prediger in
Ingermanland.

Von Dr. Ch. Rheinbott, Generalsuper-
intendent in St. Petersburg.

So sehen denn auch wir uns mit den
Drangsalen eines Krieges bedroht, der, wie
jeder Eroberungskrieg, mit einer ungewöhn-
lichen Grausamkeit geführt, das Glück der
meisten europäischen Völker zerstört, ihr
Eigenthum verschlungen, sie ihrer rechtmä-
ßigen Regierung beraubt, überall die gesetz-

1

liche Ordnung umgestoßen hat. Mit Recht sind wir daher für die Sicherheit unsrer bisherigen Wohlfahrt besorgt, und bedauern den Verlust jener glücklichen Ruhe, in welcher wir, unter dem Schutz einer väterlich gesinnten Regierung, uns der Segnungen des Friedens so lange Zeit und in so hohem Maaße erfreuet haben. Diese Lasten und Opfer, welche der Krieg nothwendig macht, die Bekümmernisse der Väter und Mütter, welche für das Leben ihrer Theuren zittern, die zur Vertheidigung des Vaterlandes in das Feld der Ehre zogen, die Vorstellung des Elends, welches unser wartet, wenn es dem Feinde je gelingen sollte, über die Grenzen des Reichs vorzudringen; die Erwartung theurer kummervoller Zeiten – o, sie erfüllen so manches Herz mit bangen Sorgen, und erinnern uns, daß wir auf unsre Lage aufmerksam seyn müssen, um das gegenwärtige Uebel zu mindern, und größerm Unglück durch unsere Anstrengungen zuvorzukommen.

In einer solchen Zeit, meine verehrten Amtsbrüder, ist es vorzüglich unsre Pflicht

daß wir unsre Mitbürger durch unsern Rath leiten, die Verzagten trösten, den Furchtsamen Muth einsprechen; daß wir die Leichtsinrigen warnen, Allen und jeden aber zeigen, was ihnen zu ihrer Selbsterhaltung und zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen Regierung und Vaterland zu thun obliegt.

Zwar darf ich mit Recht voraussetzen, daß schon mehrere meiner Herren Amtsbrüder selbst darauf bedacht gewesen seyn werden, ihren Einfluß auf die Gemeinden zur Beförderung des Gemeinwohls, wie es die gegenwärtige Zeitumstände erfordern, anzuwenden. Da aber die Sache von so großer Wichtigkeit ist, daß durch übertriebenen Eifer eben so viel verdorben, als durch Nachlässigkeit vieles versäumt werden kann; so scheint mir eine Vereinigung, sowohl über den Gegenstand als über den Geist des Vortrages, so nothwendig, daß ich nicht umhin kann, Ihnen bey Zusendung des beigehenden Aufrufs an die Landgemeinden meine Meinung zu eröffnen, die Sie also nicht als Vorschrift ansehen mögen, und als ob ich dadurch dem Urtheil und den Kenntnissen

eines jeden Geübten vorgreifen wollte, sondern als Mittheilung eines Freundes, der mit Ihnen einen gemeinschaftlichen Zweck hat, und daher über die Mittel zur möglichsten Beförderung desselben mit Ihnen zu Rathe geht.

Die allgemeine Gefahr erfordert allgemeinen Widerstand. So lange es solche Bürger im Staate giebt, welche unthätig bleiben, weil sie die Gefahr noch zu weit entfernt glauben, und sie daher verachten, oder wohl gar solche, die von dem Krieg, aus Gründen des Ehrgeizes und des Eigennuzes, persönliche Vortheile hoffen, und denen er daher willkommen ist; oder wenn Furcht und Muthlosigkeit, wegen überspannter Begriffe von der Macht des Feindes, die Kräfte lähmen und zur Vertheidigung unfähig machen, müssen die weisesten Maaßregeln der Regierung unwirksam bleiben, und der Feind — wird stark werden durch unsre Schwachheit! Es ist daher nothwendig, dergleichen vorgefaßte Meinungen, welche den Gemeingeist in seinem Keim ersticken, zu berichtigen, und ihn dagegen durch solche mäch-

tige Beweggründe zu wecken, wie jeder gute Bürger sie in der Liebe zum Vaterlande, in der dankbaren Treue gegen eine so väterlich gesinnte Regierung, wie die unsrige, in der Pflicht der Selbsterhaltung und der Vertheidigung der Seinigen finden muß. Der Patriotismus der Bürger ist die Stärke der Staaten; mit seinem heiligen Feuer müssen wir die Herzen unserer Mitbrüder zu entflammen suchen, damit er den Muth der Krieger belche, die Bürger in der Ertragung der Lasten unverdrossen erhalten und sie zu freywilligen Kriegsbeiträgen anfeuern, den Landmann aber, wo er den Ruf des Vaterlandes hört, und ins besondere bey der gegenwärtigen Organisation der Landmiliz, zur willigen Herbeyeilung zu den Fahnen seines Monarchen ermuntern möge. Wenn dann die Vereinigung des Willens und der Bestrebung aller Stände und aller einzelnen Bürger, die Maaßregeln der Regierung befördern, wenn sie, als Glieder Einer durch Liebe vereinten Familie, dem gemeinschaftlichen Vater mit dem Vertrauen auf seine weise Leitung, ihre gesammten Kräfte darbieten und auf diese Art Einer für Alle

und Alle für Einen stehen werden; so wird sich auch an uns diese durch so häufige Beyspiele in der Geschichte bestätigte Wahrheit bewähren: daß die Tugend der Bürger eine feste Mauer der Staaten ist, und den Angriffen des mächtigsten Feindes Troß bietet. Den Herren Predigern muß die Veranlassung dieses Vertheidigungs = Krieges und seine unvermeidliche Nothwendigkeit schon aus der Geschichte des Tages genugsam bekannt seyn, um in ihren Vorträgen so viel davon zu erwähnen, als sie den Umständen nach angemessen finden werden. Es giebt aber Gründe, warum ich für nothwendig halte, hiebey große Behutsamkeit zu empfehlen, damit ja nicht zu viel gesagt werde. Denn was die Stadtgemeinden, und insbesondere die deutschen betrifft, so giebt es unter ihnen schwerlich solche Individuen, die das Hauptsächlichste der Begebenheiten nicht schon selbst kennen sollten, oder es nicht auf jedem andern Wege erfahren könnten. Für solche wäre daher ein zu kleinliches Detail nichts als Wiederholung der Zeitungsnachrichten, die sich für Kanzelvorträge nicht wohl schicken. Uebertriebene

Sorgfalt aber in Auffhäufung von Schrecksbilder würde nur — und diese Warnung mögen besonders die Herren Landprediger beherzigen — das Vorurtheil erwecken, als sey unser oder des Staates Angelegenheit, ihren Willen zu berücksichtigen, um die ihnen auf solche Art eingejagte Furcht zur Beförderung der jetzigen Maaßregeln der Regierung dienen zu lassen. Ein anderes ist es, das Feuer der Beredsamkeit da anzuwenden, wo ein rascher, muthiger Entschluß hervorgebracht werden soll, als am Tage der Schlacht, wo es so viel darauf ankömmt, die Streiter mit edler Begeisterung für die Sache des Vaterlandes zu erfüllen. Da bewirken aber wenige Worte voll Kraft und Sinn oft mehr Enthusiasmus, als lange Reden voll kunstgerechter Bilder. Wie denn überhaupt Weitschweifigkeit die Aufmerksamkeit lähmt und ermüdet. Nicht weniger müssen wir als Prediger des Friedens und der Sanftmuth uns jeder Art Uebertreibung in heftigen Deklamationen und aller Anzüglichkeiten wider die Person des Feindes enthalten. Ihm zu fluchen ziemt uns nicht, und der Fluch wird ohnehin die natürliche Folge

seiner Thaten seyn. Dagegen sey unsre Sprache die herzlichste biederste Sprache eines Freundes, der, aus wahrer Liebe zu seinen Anvertrauten, sie vor der bevorstehenden Gefahr warnt, und ihnen die Mittel zur Abwendung derselben zu zeigen, sich durch sein eigenes Herz aufgefordert fühlt. Der Vortrag in diesem Geist der Wahrheit und Herzlichkeit wird überzeugen; alles Ueberflüssige und Uebertriebene aber kann nur dazu dienen, gegen die Lauterkeit unserer Absichten Verdacht zu erregen.

Eine vorzügliche Sorge verdient die Verwarnung der Leichtsinnigen, welche die Gefahr nicht achten, weil sie noch nicht nahe ist, oder weil sie überhaupt die Folgen des Krieges nicht nach ihre wahren Beschaffenheit kennen. Diese müssen aus dem Schlaf der Sicherheit geweckt, sie müssen an die Möglichkeit erinnert werden, daß der Feind auch bis in ihre Wohnungen vordringen, auch ihre persönliche Wohlfahrt zerstören könne. Die Eigenthümer sind auf den möglichen Verlust ihres Vermögens aufmerksam zu machen, den Männern und Vätern die

Pflicht zur Beschützung ihrer Weiber und Töchter ans Herz zu legen. Alle vernünftige Bürger aber werden leicht überzeugt werden, daß ihre Wohlfahrt von derjenigen des Staats abhängt, und daß, wenn es gleich dem Feinde nicht gelingen sollte, bis über die Grenzen vorzudringen, die Fortsetzung des Krieges, dadurch daß sie dem Landbau und den Gewerben ihre Arbeiter raubt, Theurung und Mangel in ihrem Gefolge haben müsse; daß aber freywillige Anstrengungen, jetzt da es noch Zeit ist, weniger fühlbar seyn werden, als der ungleich größere Verlust und das mögliche Elend, wenn man durch Unthätigkeit viel versäumt haben wird.

Mögen daher immer dem Adel und dem Bürger die Leistungen und Abgaben zum Behuf des Krieges, dem Landmann aber ins besondere seine Stellung zur Landmiliz lästig, vielleicht sehr schwer fallen — ach! und wen ergreift hier nicht das Mitgefühl für diejenigen, die vielleicht den letzten Heller; für die Aeltern, die vielleicht den letzten Sohn hergeben — so mögen doch die Her-

zen unsrer Mitbürger in dem Gedanken Trost finden: dieses augenblickliche Opfer sichert uns vor ungleich größerem Elende! Wissen wir doch noch nichts von der Theurung und dem Jammer, welcher leider die meisten deutschen Länder so schwer darnieder drückt! Warum wollten wir nicht also lieber jetzt den entbehrlichen Theil von demjenigen freiwillig hergeben, was wir unter unglücklichen Umständen ganz verlieren müßten.

Wie den Bürgern die Nothwendigkeit freywilliger Beyträge, so muß auch den Bauern ihre Stellung zur Miliz als eine bloß momentane Anstrengung gezeigt werden, durch welche ungleich größerem Unglück vorgebeugt werden soll. Denn wie wohlhabend oder wie arm auch der Landmann seyn mag: er hat von der längern Dauer des Krieges, und noch vielmehr, wenn der Schauplatz desselben in das Innere des Landes verfest werden sollte, den höchsten Grad des Mangels — Hungersnoth zu befürchten. — Ueberdies hat er die Versicherung der Regierung, daß diese außerordentliche Maaßregel nicht länger als der Krieg dauern, und daß

die Miliz nach Beendigung desselben wieder in ihre friedliche Heimathen zurückkehren soll. Und vielleicht dienen gar die bey dieser Gelegenheit zu erwartenden Aeußerungen des Patriotismus dankbarer und gutgestimmter Unterthanen dazu, den Feind von der Verwegenheit seiner Unternehmungen abzuschrecken, und auf solche Art die Segnungen des Friedens bald wieder herbey zu führen.

Sollten wir aber in der That Unzufriedenheit über das Drückende der durch die gegenwärtigen Umstände nothwendigen Leistungen zu bekämpfen haben; sollten wir vielleicht gar das laute Murren der Mißmüthigen zu widerlegen finden? O, meine Brüder! dann mögen wir wohl über den Undank der Zeiten jammern, da man die Milde und Weisheit einer solchen Regierung, wie die unsrige, verkennen könnte. — Verläumdung wäre es, die Möglichkeit einer solchen Verkehrtheit des Urtheils und Verderbtheit des Sinnes nur voraus zu setzen. Aber vorbeugen müssen wir doch den Versuchen, die Volksmeinung zu verführen, dadurch, daß wir die Gemeinden von der

Nothwendigkeit dieses Vertheidigungskrieges überzeugen, und daß er nach so vielen großmüthigen Schritten zur Erhaltung des Friedens, von Seiten unsers vielgeliebten Monarchen, wenn er nicht die Wohlfahrt seiner Unterthanen aufopfern wollte, unvermeidlich war. — „Auch der Krieg,“ hört man so Manchen sagen, „hat sein Gutes; er verschafft manchen bedeutenden Gewinn; er bringt Verkehr und Handlungseifer, eine Regsamkeit und Thätigkeit unter die Menschen, wovon man zur Zeit des Friedens nichts weiß. Kehrt der Frieden zurück, so stockt der Handel und der Gewinn derjenigen, welche an dem Kriege Theil nahmen.“ Kaum sollte man's glauben, daß gebildete Menschen, die es in dem edlen und erhabnen Sinn des Wortes seyn wollen, im Ernste eine solche Sprache führen und aufrichtig es glauben können, die allgemeinen Segnungen des Friedens wären weniger werth, als die Vortheile der Einzelnen, welche im Kriege gewinnen können; oder der Gewinn, den der Ehrgeiz dabey finden könne, sey nicht zu theuer erkauft durch die unsäglichlichen Opfer, die der Krieg verschlang. —

O meine Brüder, mögen Sie doch solche Irrende belehren — wenn anders Eigennutz und Ehrgeiz nicht alles Gefühl in ihnen erstickt haben — durch das Gemälde der Folgen des Krieges in der ganzen Schrecklichkeit, mit welcher sie jetzt die unglücklichen Länder drücken, die der Feind im Besitz hat. Vielleicht führen Sie dann so Manchen zu der edleren Gesinnung zurück, welche den ungerechten Gewinn verabscheut, der durch das Elend der Menge erkaufte ward!

Den Verzagten und Muthlosen haben Sie vorzustellen, daß Furcht der erste Schritt zum Verderben ist. — Furcht macht zum Widerstande unfähig; sie sichert den Verlust, und erhöheth den Muth der Feinde. Sie müsse daher einen Eingang in die Herzen unsrer Mitbürger finden, sondern ihre Hoffnung von der Gerechtigkeit unserer Sache, durch das Vertrauen auf die weisen Maasregeln der Regierung, durch Zuversicht zu Gott, belebt und gestärkt werden. — Furcht möge uns wenigstens nicht abhalten, dem Besten des Staats, unserem eignen und der Unsrigen Wohl alle unsere Kräfte zu wid-

men; denn wenn das so sehr gefürchtete Unglück uns wirklich trifft, so wird es uns wenigstens nicht zur Beruhigung dienen, zur Abwendung desselben so gar nichts gethan zu haben!

Gott ist ein Schild allen denen, so ihm vertrauen; Psalm 18, 31. Zu diesem Vertrauen, meine Brüder, lassen Sie uns unsere Mitbürger innigst und herzlich ermahnen, damit die Zaghaften ermuntert, die Armen getröstet, die Unglücklichen vor Verzweiflung bewahrt; Allen eine unverstiegbare Quelle der Zuversicht und Hoffnung geöffnet werde. Da aber diese Zuversicht nur mit Religion bestehen kann; so mögen wir der herrschenden Sittenverderbniß und Irreligiosität, als nähere Ursache alles des Elendes, welches die jetzt durch den Krieg so sehr mitgenommenen Länder darnieder drückt, mit thätigem Eifer entgegen arbeiten, wenigstens ihrer Forterbung auf die folgenden Generationen dadurch vorbeugen, daß wir, so viel an uns ist, die Begriffe über den wahren Zweck der Erziehung berichtigen, und Statt der jetzt herrschenden modischen Erziehung, die

bloß auf Gewandtheit hinarbeitet, eine echt christliche Kinderzucht wieder einführen. Schildern Sie ferner ihren Anvertrauten die Folgen des Luxus, wie er den Mangel und die Theuerung der Lebensmittel hervorbringt, wie er alle Kräfte erschlaffet, und den Ruhm verdunkelt, der die Tugend, wie der leuchtende Glanz die Bilder der Heiligen umstrahlt; wie er den Egoismus erzeugt, mit welchem die Rechtschaffenheit so weit schwindet, daß es endlich auch der Religion an treuen Dienern fehlt, die die Rechte des Herrn mit Eifer verkündigen, und den Dienst Gottes mit Geschicklichkeit treiben.

Man möge sich daher durch die Gefahren der Zeit bewegen lassen, zur wahrhaft christlichen Furcht-Gottes zurückzukehren, der die Schicksale der Völker regiert, und einem Jeglichen vergilt nach seiner Gerechtigkeit und Glauben. 1. Sam. 26, 23. —

Ach! möge sie doch, diese göttliche Lehrerin, wieder ihren wohlthätigen Einfluß auf die Gemüther der Menschen gewinnen. Sie allein reiniget den Verstand, und unterhält

und erfüllt ihn mit den angenehmsten Betrachtungen über Gott und die Ewigkeit; nicht als Grübeleyn müßiger Köpfe, sondern als eine Lehrerin der wahren Lebensweisheit; sie heiligt den Willen und stärkt ihn, sich dem Gesetz zu unterwerfen, lenkt die Affecten der Menschen und unterweist ihn in der Kunst, seine Leidenschaften im Zaum zu halten, beruhigt das Herz wegen der Zukunft, befriedigt wegen der nagenden Gewissenbisse und erquickt den Geist bey neuem Gehorsam. Die Religion ist unserer Natur angemessen. Wer sie verläßt, handelt gegen sich selbst.

Mögen Sie doch auch auß angelegentlichste darauf bedacht seyn, die Dankbarkeit zu wecken und zu nähren, zu deren Erweisen gegen unsern vielgeliebten Monarchen jeder rechtschaffene Bürger sich in diesen Zeiten so mächtig aufgefordert finden muß. Machen Sie daher in der herzlichsten Sprache der selbstgefühlten Erkenntlichkeit auf alle die Wohlthaten aufmerksam, die Seine milde Regierung uns schon zufließen ließ. In der That, hat er sich nicht in den Herzen aller seiner Unterthanen ewige Denkmä-

ler gestiftet durch diese väterliche Sorgfalt, mit welcher er ihrem Wohl seine ganze Thätigkeit widmet? Solon, Lykurg, Numa kennt ein Jeder, wenn man kaum noch an die Siege ihrer berühmten Helden, eines Themistocles, Pausanias und Severus mehr denkt. So wahr ist es, daß wohlthätige Größe in den spätesten Zeiten in dem menschlichen Herzen Denkmäler behält. Und welche Wohlthat kann einem jeden Stande in jeder Lebensart schätzbarer seyn, als weise Gesetze. Wenn alles der Willkühr überlassen ist, so muß der Bürger die Früchte seines Schweißes hingeben; die Räuber und Ungerechten werden sie theilen, und dann wird die Unschuld vergeblich jammern, und wer Arglist und Bosheit genug besitzt, der wird trügen und Andre unterdrücken. Das ist aber Glückseligkeit; das verbreitet allgemeine Freude, wenn die Armen, die Wittwen, die Unschuldigen durch weise und gerechte Richter geschützt werden — und dies große Werk unternimmt Alexander. Es blühet unter seinen Händen auf; nicht mehr darf sich der Eigennug, die Bestechung, die Schifane dem heiligen Sitz nähern, wo sich

die Gerechtigkeit auf den Thron gesetzt hat. Und wer wünscht nicht die Vollendung dieses Werks? Sind aber Gesetzgeber einzelner Städte verewigt: wie sollen wir dann unsern Landesvater verehren, da er Völker von allen Himmelsstrichen und von allen Denkungsarten und von den verschiedensten Sitten zu verbinden weiß. Wir haben keinen Namen, und müssen sagen: Er ist ein Sohn des Himmels, ein Engel, den Gott zur Beglückung der Menschheit in die Welt setzte.

Und so lassen Sie mich nochmals im Namen der Liebe und Dankbarkeit, die wir dem Staate, unserm Vaterlande, unserm Kaiser, unsern Weibern, Kindern, Brüdern und Schwestern schuldig sind; lassen Sie mich mit der Wärme eines Freundes Sie dringendst auffordern, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen, um mit allen Mitteln der Ueberredung, die uns zu Gebote stehen, den Patriotismus unsrer Brüder zu wecken und zu ermuntern, und ihnen dadurch, wie durch jeden treuen Rath, den wir ihnen in diesen gefahrschwangern Zeiten mehr, als je schul-

dig sind, unsre dankbare Liebe und Zuneigung zu bewähren. —

Ich empfehle Sie der Obhut Gottes; überzeugt daß auch Sie Ihre inbrünstige Gebete zum Himmel hinauf schicken werden, damit er uns Friede gebe, Friede dem Staate, Friede in unsern Häusern, und vor allen Dingen Friede in unsern Herzen!

II.

An die protestantischen Gemeinden des St. Petersburgischen Gouvernements.

Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzt, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg! mein Gott, auf den ich hoffe! Stehe uns bey, Herr unser Gott, hilf uns nach deiner Gnade! Ob Tausend fallen zu deiner Linken, und Zehntausend zu deiner Rechten: so wird es

doch dich nicht treffen. Ja, du wirst mit deinen Augen deine Lust sehen, und schauen, wie es den Gottlosen vergolten wird. Denn der Herr ist deine Zuversicht; der Höchste ist deine Zuflucht!

Lieben Brüder in Christo! Der Beruf eines Dieners Jesu Christi ist im eigentlichsten Verstande ein Beruf, den Frieden zu predigen, den Jesus Christus zwischen Gott und Menschen wieder hergestellt hat; es ist ein Beruf, die getrennten Völker durch das Band der Liebe und Freundschaft zu vereinigen, und ihre Herzen zu eben der Gemeinschaft zu bringen, mit welcher die Glieder unter einander und mit ihrem Haupte verbunden sind. Allein in was für ganz andern Absichten betrete ich heute diesen Ort! Es ist, um euch Krieg anzukündigen; einen unvermeidlichen Krieg, und um euch zur nothwendigen Mitwirkung bey der gemeinschaftlichen Vertheidigung aufzufordern. Was soll ich aber thun? Soll ich den Frieden predigen, da das Schwerdt über uns gezückt ist? Um ihn zu erlangen, und die Gefahr von unserm Vaterlande zu entfernen,

müssen wir euch einige Worte der Zuversicht zusprechen, damit in der Stunde des Streits das Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit unsrer Sache, euren Muth beleben möge. Ihr sollt durch uns die Stimme des Vaterlandes vernehmen, welches auf den heiligen Eifer seiner treuen Söhne, in der Vertheidigung desselben, rechnet; durch uns sollt ihr den Zuruf unsers Monarchen hören, der, als ein zärtlicher Vater, seine Kinder erwahnet, daß sie sich in der Stunde der Gefahr an Ihn, den Vielgeliebten, fester anschließen, und sich seinem Schutze anvertrauen mögen. Es erwache also die geschlummerte Liebe zum Vaterlande, da es noch Zeit ist!

Bonaparte, dieser Feind der Menschheit, welcher uns bedrohet, hat schon fast über alle Länder Europens, und endlich auch über das uns benachbarte Preußen, die Schrecken eines alles verheerenden Krieges verbreitet, die Völker geplündert, und alle Ordnung umgestoßen; und nun ist er endlich durch die Verblendung seines Glückes so kühn geworden, daß er sich sogar den Grenz-

zen dieses mächtigen Reiches nähert, um auch unser Blut fließen zu sehen; und wenn er uns gemordet haben wird, sich unser Eigenthum zu bemächtigern, unsre Weiber und Kinder zu schänden, unsre Altäre zu vernichten; Elend und Jammer überall zu verbreiten, wo er mit seinem gottlosen Arm hinzureichen gedenkt.

Bei einer so schrecklichen Gefahr ist das Erste, was wir als Christen zu thun haben, daß wir unsre inbrünstigen Gebete zum Himmel hinauf schicken, und um seine Gnade flehen, ohne dessen Willen nichts geschieht, ja nicht einmal ein Haar von unserm Haupte fallen kann. Er ist ein Gott der Barmherzigkeit, und nimmt sich derer an, die ihn kindlich anbeten, und auf seine Hülfe vertrauen. Er ist ein Gott der Gnade; und wenn wir gleich durch unsere Sünden seine gerechte Strafe verdient haben, so vergiebt er doch, als ein gütiger Vater, denen, die sich aufrichtig bessern, und um seine Vergebung anflehen. Darum, meine Freunde, laßt uns streben, unsre begangene Sünden zu tilgen durch einen tugendsameren Wandel,

damit wir in diesen gefahrswangeren Zeiten den Schutz des Allmächtigen verdienen! Alsdann werden wir ihn nicht vergebens darum anflehen, und unsere Feinde werden es mit ihrem Schaden erfahren, daß Gott mit denen ist, die ihn lieben, und seine Gebote halten. Darum laffet uns der Ermahnung Jeremia folgen: So bessert denn euer Leben, Kap. 26, 13; oder wie er in Kap. 6, 8 sagt: Bessere dich, Jerusalem, ehe sich mein Herz von dir wende, und ich dich zum wüsten Lande mache, darin Niemand wohnt; oder Psalm 81, 14, 15: Wollte mein Volk mir gehorsam seyn, und Israel auf meinem Wege gehen: so wölte ich ihre Feinde bald dämpfen, und meine Hand über ihre Widerwärtigen wenden.

Wann wir uns denn so zu Gott bekehrt haben, so mag uns die drohende Gefahr nicht verzagt machen, sondern wir wollen vertrauensvoll auf seinen gnädigen Beystand rechnen, der die Ungerechtigkeit unsrer Feinde strafen und demüthigen wird. Die Uebermüthigen! sie haben die friedliche Hand von sich gewiesen, welche ihnen Freundschaft

und gutes Vernehmen anbot; und ohne je beleidigt worden zu seyn, treibt sie die unersättliche Raubsucht und Blutgierde von mehreren hundert Meilen her, damit sie den Segen zerstöhren, welchen unser vielgeliebte Monarch, als ein zärtlicher Vater, über seine Unterthanen zu verbreiten bemüht ist.

Um diese räuberische Absicht zu erreichen, haben sie ihre ganze Macht wider uns aufgeboden. Da aber ihre Macht derjenigen dieses großen Reiches bey weitem nicht gleich kömmt, so ist es vorzüglich die schändlichste Arglist, auf welche sie ihre Hoffnungen bauen.

Wie ein Räuber seiner Beute gewiß ist, wenn es ihm nur gelingt, die Heerde von ihrem Hirten zu entfernen, so hat auch Bonaparte, der Anführer jener Schaaren, welche die heiligen Grenzen dieses Reiches zu betreten drohen, von jeher seine Fortschritte auf die Verführung der Völker begründet. Und es ist ihm leider! dieses Mittel nur zu oft gelungen. Schon viele Völker hat er dadurch zu unterjochen gewußt, daß er sie durch betrügerische Vorpiegelungen des Glück-

kes, welches er über sie verbreiten wollte, ihren Regierungen abwendig machte. Die armen Betrogenen! Ihre Gottesäcker sind besäet mit den Schlachtopfern des Hungertodes; ihre Heimathen ertönen von den Jammerklagen der Elenden, die jetzt vergebens, ihre Hände ringend, den Himmel um Hülfe ansehen; weil ihr Unglück eine gerechte Strafe ist, die sie für ihren Abfall von der ihnen von Gott vorgesezten Obrigkeit leiden müssen. Es ist schrecklich und empörend, alle die Grausamkeiten zu nennen, mit welchen jene alles zerstörende Feinde das Vertrauen solcher bethörten Völker bestraft und hintergangen haben. Man hat sie den Gräuel der Verwüstung selbst an den Kirchen ausüben, ja sogar auf den Altären des Herrn die Treue ehrbarer Weiber, die Unschuld der Töchter morden, und ihre Männer und Väter vor den Augen der Geschändeten (Ezech. 22) erwürgen sehen! Saget, wer von euch wäre schändlich und feige genug, einen solchen Jammer über sein Haus und über seine Kirche ruhig verbreiten zu sehen? Und doch war dies das Loos aller der Völker, die, weil sie den verführerischen Reden des

Feindes trauten, jetzt in dem gehofften Wohlthäter, dem unbarmherzigsten, ihrer Einfalt höhnenenden Verfolger gehorchen müssen.

Ihr aber werdet euch durch solche schreckliche Beispiele warnen lassen! Als eine schwache Heerde, die ohne den Schutz ihres Hirten, den Verheerungen des Räubers preisgegeben seyn würde, sammelt euch um den euch vom Allerhöchsten verliehenen Vater; überlasset euch dankbar seiner weisen Leitung, und befördert, so viel an euch ist, durch thätigen und willigen Gehorsam, die Veranstellungen, die Er zu eurer Vertheidigung getroffen hat. Auf solche Art werdet ihr euch den Genuß der Wohlthaten sichern, die Er, der Gütige und Vielgeliebte, euch seit seiner Regierung schon zufließen ließ; indem Er euch von einer Stufe des Wohlstandes zur andern, zwar allmählig und vorsichtig, aber desto sicherer, zu demjenigen Glücke zu führen suchet, dessen ihr, als treue Söhne des Vaterlandes, würdig werden könnet.

Mächtig sind die Anstalten, die unser Monarch, unter Gottes Beystande, bereits

zur Vertreibung der Feinde getroffen hat. Er hat ihnen große und muthige Heere, über die Grenzen des Reichs hinaus, entgegengeschickt, die auch bereits in ihrem heiligen Eifer für Kaiser und Vaterland, die erste vorgesehene Schlacht gewonnen, und einen wichtigen Sieg davon getragen haben. Unser vielgeliebte Monarch will aber noch mehr thun. Mit der Vorsichtigkeit eines klugen Hausvaters, der von einem raubsüchtigen Nachbar bedroht, nicht allein seine eigene Kräfte der Beschützung der Seinen widmet, sondern seine Söhne auch unterweist, wie sie sich in nöthigen Fällen Selbst vertheidigen mögen, giebt Er euch die Waffen in die Hände, damit ihr, wo es erforderlich ist, einzelne Angriffe des Feindes abschlagen möget. In dieser Absicht hat Er Allergnädigst befohlen, die Landmiliz zu errichten, die also nicht dazu bestimmt ist, fremde Länder zu erobern, und ruhige Einwohner zu verjagen; sondern um unser Land zu beschützen und es in der Ruhe zu erhalten, darin es unter dem Schutze unsers weisen und gütigen Kaisers sich so glücklich befand! Zufrieden mit demjenigen was ihr zu eurer Selbstverthei-

digung gethan haben werdet, wird euer gnädiger Monarch euch, nach beendigtem Kriege, in eure friedliche Wohnungen heimkehren lassen, wo ihr euch des Dankes der Eurigen erfreuen werdet, ihnen Leben, Ehre und Eigenthum erhalten zu haben.

Darum bewaffnet euch, ihr, die ihr euer Haus und euren Heerd zu erhalten wünschet; ihr, denen die Pflicht obliegt, eure Weiber und unmündige Kinder zu beschützen; Ihr Verehrer des allmächtigen Gottes und Bekenner Jesu Christi; denen eure Altäre heilig, und die treue Anhänglichkeit an der Religion eurer Väter, wie auch der Gehorsam gegen eure Obrigkeit, als eine Bedingung eurer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit, theuer sind: sammelt euch um die Fahnen eures Beschützers, dem euer Wohl von Gott anvertrauet ward, und der es, als ein gültiger Vater, wie sein eignes Wohl zu vertheidigen gesonnen ist.

Wollet ihr aber, daß der Allerhöchste euren Anstrengungen seinen Segen, und euern Waffen Sieg verleihe, so leistet den willig-

sten Gehorsam in allem, was unser vielgeliebte Kaiser euch befiehlt, und von eurer Treue und Dankbarkeit zu erwarten berechtigt ist. Denn Gott ist nur den Völkern hold, die ihre Obrigkeit ehren; wie er diejenigen verdirbt, die sich ihr frevelhaft widersetzen. Wer also rechtschaffenen Sinnes und wem sein eigenes Wohl theuer ist, der habe unausgesetzt dieses uns durch den Apostel Paulus offenbarte göttliche Gebot vor Augen: Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat; das heißt, die von Gott über euch gesetzt ist, damit sie euch beschütze. Derselbe Apostel sagt aber auch ferner: Seyd unterthan nicht aus Noth oder Furcht vor der Strafe, sondern vorzüglich um des Gewissens Willen, und aus Liebe zur Rechtschaffenheit. Ihr sollet also nicht wie unzufriedene Knechte gehorchen, sondern freiwillig und mit derjenigen Freude, welche gute Kinder empfinden, wenn sie den Willen ihres Vaters erfüllen, und ihm ihre Liebe erweisen können. Auch ihr seyd ja unserm gütigen Kaiser diese kindliche Zuneigung schuldig, und werdet daher gerne und freiwillig alle eure Kräfte anstrengen, um nicht

allein daß, was von euch gefordert wird, sondern wo möglich, noch mehr zu thun; und euer so kindlich gesinntes Herz wird alsdann die schönste Belohnung in dem Gedanken finden: Daß haben wir für unsern Vater gethan; für unsern Wohlthäter, der uns seine Güte so lange und bey so vielen Gelegenheiten bewiesen hat.

Endlich aber bedenkt — und dies kann euch nicht genug empfohlen werden — daß ihr eure eigne Wohlfahrt zu vertheidigen habt. Wenn der Feind eure Wohnungen zu verbrennen kömmt; wenn er eure Felder verheeret, und die, mit saurem Schweiß und Arbeit eingesammelte Erndte vor euren Augen verzehret: werdet ihr es dann nicht seyn, die vor Hunger umkommen, und denen eure Weiber und Kinder es sterbend vorwerfen werden, daß ihr sie nicht vertheidigen mochtet. Wenn eure Kirchen geplündert, und eure Altäre mit den schändlichsten Lasterthaten entehrt werden: werdet ihr dann nicht den Zorn des Allmächtigen auf euch geladen haben, daß ihr seiner Religion zu wenig zugehan waret, um euch ihren gottlosen Bre-

ächtern männlich zu widersehen? Freunde! suchet diesem höchsten Unglücke vorzubeugen durch angestrengte Thätigkeit und willigen Gehorsam in allem dem, was unser vielgeliebte Kaiser, und in Seinem Namen die Obrigkeit fordert. Ziehet aus in den Streit, um Krieg durch Krieg zu vertreiben. Gott, Religion, Kaiser und Vaterland! dies sey eure Losung, die euern Muth stählen möge im heiligen Kampfe; damit ihr aus demselben mit dem Segen des Höchsten, durch die Liebe der Eurigen und dem Dank eurer Zeitgenossen, belohnt, als Sieger und Helden zurückkehren, und euch des errungenen Friedens erfreuen möget! Die Versorgung der Eurigen überlasset eurem Kaiser! Kinder eines rechtschaffenen Vaters werden gemeinlich mit dem Segen begnadiget, den ihre Väter hätten genießen sollen; wofern sie ihn nicht muthwillig verwerfen. Ja, euer aufmerksamer Kaiser, und jeder rechtschaffene Bürger wird sich ihrer Versorgung, vielleicht zu einem weit größeren Glücke annehmen, als ihr je in eurem Leben thun können.

Gehet also unverzagt und unerschrocken

einem Feinde entgegen, der euch und euren Kindern ein weit quaalvolleres Leben und einen weit empfindlicheren Tod zugebacht hat, als ihr jemals in einem ehrlichen Streite finden könnet. Rettet euer Vaterland im tapfern Streite! Das heißt, streitet mit einem tapfern Muthe und einer Herzhaftigkeit, die eines Streiters des Herrn in einer gerechten Sache würdig ist. — Nun fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sey frohlich und getrost; denn der Herr kann auch große Dinge thun!

 III.

A n e k d o t e n .

aus dem Leben des längst verstorbenen russisch = kaiserlichen Kanzlers
Bestuschew.

Nach der Erzählung eines seiner ehemaligen Diener.

 (B e s c h l u ß .)

„Der Graf fuhr gerades Weges nach dem Schlosse, und ich kehrte nach Verlauf einer

Stunde in sein Zimmer zurück, um seiner Wiederkunft hinter den Fenstern entgegen zu sehen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß die Ehrenwache vor dem Hotel durch eine andere weit zahlreichere Wache abgelöst wurde."

„Der Graf hatte mir schon vor einiger Zeit gesagt, daß seine geheimsten Brieffschaften in zwey kleinen unter seinem Bette befindlichen Schatoullen verschlossen wären, und daß ich solche, bey dem Anschein der geringsten Gefahr, dem Feuer übergeben mögte. Ich glaubte, daß dieser Fall jetzt vorhanden sey, ergriff die beyden Schatoullen und öffnete eine kleine Thüre, die zu einem bedeckten Gange hinführte, hatte sie aber kaum eröffnet, als zwey davor gestellte Schildwachen mir durch den Zuruf: *Pas toi!* (Steh!) den Ausgang verwehrten. Geschwind verschloß ich die Thüre, und trug die beyden Schatoullen wieder unter das Bette, aber kaum hatte ich mich aufgerichtet, so öffneten sich die Flügelthüren des Zimmers, und ich erblickte den Feldmarschall, Grafen Butturlin, den Grafen Schu-

walow und noch einige Senatoren und Herren. Die erste Frage war: wo die Schatoullen mit den Briefen wären? Ich stellte mich unwissend, allein man befahl mir, sie unter dem Bette hervorzuholen, wo sie stehen mußten, und ich gehorchte."

„Wie wohl war mir, daß ich meinen ersten Vorsatz nicht hatte ausführen können! Man würde mich mit den größten Martern belegt haben. Die Schatoullen wurden auf einen Tisch gestellt, um den sich die Herren von der Kommission setzten, und sie durch einige Mann von der Wache erbrechen ließen. Der ganze Tisch lag nunmehr voller Briefe, die man mit der größten Genauigkeit durchsuchte."

„Ich begab mich in den anstoßenden Saal, und fand ihn ganz mit Soldaten angefüllt, in deren Mitte der Kanzler, mein Herr, den sie hierher begleitet hatten, kraftlos und betrübt auf einem Stuhle saß. Man hatte ihn aller Orden und Ehrenzeichen beraubt, und da ihm sogar die Taschen durchsucht und seine Kleidungsstücke ihm bey die-

fer Gelegenheit beynahе ganz vom Leibe gerissen worden waren, so erregte sein Anblick mein herzlichstes Mitleiden. Ich nahte mich ihm voll innigster Wehmuth und mit schwacher Stimme sagte er zu mir: „Mein Freund! Bringe Er mir doch ein Glas Wasser.“ Ich gehorchte, und bald darauf bat er mich, ihm auch seinen Schlafrock zu bringen. Bedeutend blickte er mich an, als ich im Begriff stand, ihm denselben anzuziehen, und so wie er seine rechte Hand durch den Ärmel steckte, ergriff er, ohne daß es Jemand von der Wache gewahr wurde, die meinige, und drückte mir einen kleinen Schlüssel mit den Worten hinein: „Gehe Er zu meiner Gemahlin!“

Niemand verwehrte mir weiter den Aus- und Eingang, aber ich fand für gut, mich auf meinem Gange zur Gräfin, die in einem entlegenen Theile des Hotels wohnte, mit Gewehr zu versehen, um allenfalls, wenn sich Einer oder der Andere mir in den Weg stellte, mir mit Gewalt Platz zu machen. Es war bereits Abend, und ich versteckte ein Beil unter meinen Rock. Ich wußte,

wieviel darauf ankam, meinen Auftrag schleunig auszurichten, und nahm mir vor, meinem Herrn treu zu dienen, sollte ich auch das Leben darüber verlieren. Zum Glück widersezte sich mir Niemand, und ich erhielt von der Gräfin eine kleine verschlossene goldene Dose mit Brieffschaften, die ich noch in derselben Stunde gehörigen Orts einhängte.“

„Auch noch des folgenden Tages entledigte ich mich mancher geheimen Aufträge, und konnte mich bey mir selbst nicht genug verwundern, daß man mich so frey aus- und eingehen ließ. Erst am dritten Tage, als ich das Nothwendigste besorgt hatte, mußte man aus einigen Brieffschaften des Grafen ersehen haben, daß ich das besondere Vertrauen desselben genossen hätte. Nun machten sich die Kommissarien selbst Vorwürfe, daß sie mich nicht gleich in enge Verwahrung genommen hatten; und nun trennte man mich von meinem Herrn, den ich bisher so wie zuvor bedient hatte. Ich wurde in engen Verhaft gesetzt, und unter Bedrohung der Knute und der schrecklichsten

Todesstrafen aufgefordert, alles zu entdecken, was ich von den geheimen Verständnissen des Grafen wisse. — Als man durch Drohungen nichts von mir herauslocken konnte, versuchte man es, mich durch glänzende Versprechungen zum Geständniß zu bringen; allein ich hatte mir vorgenommen, meinem Herrn, der mich jederzeit leutselig behandelt hatte, treu zu bleiben. Ueberdem war ich überzeugt, daß ich, sobald ich mich durch Versprechungen zur Treulosigkeit gegen denselben verführen ließe, am Ende der Betrogene seyn und meine Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlen würde. Ich behauptete ein für allemal steif und fest, daß ich von keinem Verständnisse etwas wisse, und bloß dann und wann von meinem Herrn mit mündlichen Aufträgen oder Briefen, deren Inhalt mir nicht bekannt gewesen sey, so wie die Kammerdiener der übrigen vornehmen Herren, bald hie bald dorthin geschickt worden sey. Nach allen vergeblich angewandten Bemühungen hielt man sich endlich überzeugt, einen ungerechten Verdacht auf mich geworfen zu haben; ich wurde aus meinem Gefängnisse entlassen und erhielt

die Erlaubniß, meine Dienste bey dem Grafen nach wie vor zu versehen.“

„Wie traurig wäre des Letztern Loos gewesen, wenn ich treulos an ihm gehandelt hätte, und in welches Unglück hätte ich diejenigen gestürzt, die mit ihm einverstanden gewesen waren! Ich allein war im Stande, der Untersuchung eine andere Richtung zu geben, und ein Feuer anzuzünden, das gewaltig um sich gegriffen hätte; aber ich schwieg und die Bestrafung meines Herrn fiel gelinder aus, als er es vielleicht selbst vermuthet hatte; denn er wurde bloß nach einem einige hundert Meilen von der Residenz entlegenen Landgute verwiesen, wohin er unter starker Bewachung mit seiner Gemahlin abreiste, und zu seiner Bedienung bloß russische Leute mitnahm. Ich hatte während seines Arrests sein Zimmer wenig verlassen, und ich kann sagen, daß mir sein Schicksal herzlich nahe ging.“

„Bald nachdem er, an dem unglücklichen Tage seiner Verhaftnehmung, in den geheimen Konferenzsaal der Kaiserin getreten

war, konnte er schon aus den kalten Gesichtern der Anwesenden wahrnehmen, daß er in die Ungnade der Monarchin gefallen seyn mußte. Seine Feinde hatten sich die Gelegenheit des Rückzugs der Armee und des Einverständnisses des Kanzlers mit dem Feldmarschall Apraxin zu Nuze gemacht, um ihn zu stürzen, und es war ihnen gelungen. Man hörte Waffengeklirr im Vorssaal und bald darauf die Stimme der Kaiserin im anstoßenden Cabinet, welche den Feldmarschall Butturlin zu sich rief. Bald holte dieser bewaffnete Mannschaft, und kündigte dem Kanzler die Ungnade der Monarchin und die Entsetzung von seinen Ehrenstellen und Würden an. Mit Gewalt wurden ihm die Ordenszeichen vom Leibe gerissen, die Taschen durchsucht, und er so unter Begleitung der Wache nach seinem Hotel zurückgeführt.“

„Der Tag seiner Abreise war herangekommen, und ich wartete auf der Treppe, als er und seine Gemahlin durch die Wache aus ihren Zimmern und nach dem Reisewagen geführt wurden.“

„Freundschaftlich umarmte mich der vornehme Verbannte, als er mich sah. Ich konnte vor Wehmuth nicht reden, und er sagte mit schluchzender Stimme: „Ich danke Ihm, mein Freund, für alle Liebe und Treue. Nie werde ich solche vergessen, und Gott gebe, daß ich einmal Gelegenheit finde, sie ihm zu vergelten.“ Auch die Gräfin ließ sich herab, mich auf die Wangen zu küssen, und mir für alle ihrem Gemahl bezugte Treue zu danken.“

„Nun brachte ich dienstlos einige Jahre zu, und erlernte während dieser Zeit die russische Sprache. Endlich erschien der glückliche Zeitpunkt, da mein ehemaliger Herr aus seinem Exilium zurückberufen und durch die Gnade Katharinen's II. in alle seine vorigen Ehren und Würden wieder eingesetzt wurde. Wie freute ich mich über diesen Glückswechsel! Der Graf begegnete mir mit Gnade und Huld, aber auch mit einiger Zurückhaltung, als ich mich seinem Schutze von neuem empfahl; er versprach mir, mich in eine einträgliche Civilstelle einzusetzen, aber so oft ich mich bey einer Entledigung

meldete, wurde ich immer hintenangesezt. Endlich war zu Riga ein Zollinspektorsdienst erledigt: der Graf versprach ihn mir abermals, ich freute mich zum Voraus meines Glücks; aber wie ich schon desselben versichert zu seyn glaubte, kündigte mir der Kanzler an, daß er diesen Posten anderweit vergeben hätte, und ich mich wegen meiner Anstellung gedulden mußte. Das verdroß mich, und ich wagte es, ihm vorzustellen, ob das die Belohnung für meine bewiesene Treue sey?"

„Geh, Elender!“ war die Antwort.
 „Entferne Dich, Unverschämter, und komm mir nie wieder vor die Augen, oder ich werde Dich hinsetzen lassen, wo Dich weder Sonne noch Mond bescheint.“

„So wurde meine Treue belohnt. Ich war die Jahre hindurch arm geworden, verließ nunmehr St. Petersburg, nährte mich kümmerlich zu Moskau, wurde während der 1771 ausgebrochenen Pest Aufseher in einem Quarantänehaufe, hatte nur eben mein Brod dabei, und nährte mich, als die Pest auf-

hörte, und ich meines Aufseheramts entledigt wurde, vom Unterricht in der deutschen Sprache.

IV.

L ü c k e n b ü ß e r.

I.

In Gegenwart einer unverheiratheten Dame brachte ein junger Herr lauter Zweydeutigkeiten vor. Lange hörte sie ihm schweigend zu. Endlich wurde es ihr zu arg. Entrüstet rief sie daher aus: „Pfui! Sie unverschämter Mensch!“ und setzte naiv hinzu: „Gottlob! daß ich davon nichts verstehe.“

2.

Vor 20 bis 30 Jahren lebte in einer Landstadt ein Empiriker, der häufig gebraucht wurde und sich kein unbeträchtliches Vermögen erwarb. Einst ward er nach einer andern etwas entfernteren Stadt zu einer franz

ken Magistratsperson geholt. Er kurirte, nach seiner Art, wacker darauf los, ohne im Geringsten Besserung zu bewürken, bis der Kranke die Geduld verlor und einen berühmten Arzt kommen ließ. Dieser untersuchte die Arzneien des Empirikers, fand sie unanwendbar, machte ihm, seiner Unwissenheit wegen, die bittersten Vorwürfe und sagte ihm ins Gesicht: daß durch seine falsche Behandlung der Patient aufgeopfert und ohne alle Rettung verlohren sey. Der Kranke, der ein Augen- und Ohrenzeuge von diesem Auftritt gewesen war, verlangte den Aelterarzt zu sprechen. Als dieser ihm ohne Bedenken die Wacke hinhält, um auf das, was dieser ihm zu sagen hätte, genau aufzuhorchen; versetzt jener ihm eine derbe Ohrfeige, wendet sich auf die andere Seite und — stirbt.

3.

In den Erholungstunden pflegte ein Mann seiner theuren Ehehälfte aus einem Buche etwas vorzulesen. Nun traf es sich, daß in einer Stelle des österreichischen Feldmarschalls Daun erwähnt wurde. Sogleich

hielt der Mann inne und fragte: „Verstehst du diese Stelle? Hast du je was von Daun gehört? Weist du auch, wer es gewesen ist?“ — „O ja! erwiderte die Frau, welche wahrscheinlich das Faun im Sinne hatte, mit einer gelehrten Miene: „Wie kannst du so sonderbar fragen? Ich verstehe die Stelle eben so gut als du: Daun ist ein Waldgott gewesen.“

4.

Eine Dame hörte einer guten Klavierspielerin aufmerksam zu. Zufällig sah sie auf's Notenblatt hin und bemerkte das Wort Da Capo. „Das ist wahr!“ sagte sie zur Klavierspielerin, „der Herr Da. Capo muß ein großer Musikus seyn, denn fast alle Stücke sind mit seinem Namen bezeichnet.“

5.

Daß es Leute giebt, die ihr Schwanenlied gesungen haben, ist nicht so unerhört; daß aber Jemand kurz vor seinem Tode, das Bier zu seinem eigenen Begräbniß — fast könnte man es, der Aehnlichkeit wegen, Schwanenbier nennen — gebrauet hat, das

ist wohl etwas Unerhörtes. Doch! was geschieht nicht Alles unter dem Monde! Man lese.

Vor vielen Jahren wohnte bey einem Kronsbauer ein deutscher Handwerker, der das Rauchgeld, *) welches die Förster einzufassiren angewiesen sind, schuldig geblieben war. Der Förster läßt ihn durch einen Buschwächter um dasselbe mahnen. Der Handwerker bittet um Nachsicht und gesteht sein Unvermögen ein, wenigstens jetzt das Geld zu zahlen. Er müßte zur Beerdigung seiner Frau Bier brauen und so manche andere Anstalten treffen, die mit Unkosten verbunden wären. Erstaunt sagte der Buschwächter: „Wie? Zur Beerdigung eurer Frau? Sie ist, wie ich sehe, noch wohl auf und hilft euch brauen“ — und bekommt zur Antwort: „In ein Paar Tagen muß sie todt seyn, denn sie hat sich die Kehle' durchgeschnitten. Siehst du nicht, daß' sie ein Handtuch um den Hals gewickelt trägt?“ —

*) Das Rauchgeld ist die kleine Summe von 4 oder 5 Gulden, die jede bey einem Kronsbauer wohnende freye Familie für die unentgeltliche Holzung im Kronswalde jährlich zahlen muß.

Und wirklich hatte sie sich den Hals durch geschnitten, nur war der Schnitt nicht so gleich tödlich gewesen. Sie konnte dabey noch geschäftig seyn und das Bier zu ihrer Beerdigung selbst brauen. Sie hätte vielleicht noch geheilt werden können, wenn der Mann Hülfe gesucht und sie selbst welche verlangt hätte. Wahrscheinlich scheueten sie sich vor den Ausgaben für die Kur — und sie starb den dritten Tag darauf.

6.

Auf einem adelichen Hofe hielt sich eine Hebamme auf — eine ziemlich betagte Frau, die sich sehr klug zu seyn dünkte. Doch hatte weder ihre vermeintliche Klugheit, noch ihr Alter, sie vor dem häßlichen Fehler der Raschhaftigkeit bewahrt. Diese traurige Neigung kam ihr bey einer Gelegenheit theuer genug zu stehen und hätte ihr beynahe das Leben geraubt. — Einst befielen die Kinder des Gutsbesizers krank, zu deren Pflege diese Hebamme herbengerufen wurde. Diesem Geschäfte unterzog sie sich gerne, weil sie auf Befriedigung ihrer Raschbegierde mit Zuversicht rechnen konnte. Bevor

sie aber erschienen war, hatte schon der Hausarzt, welcher noch mehrere Patienten besorgen mußte, in einem Bierglase einige Grane Brechweinstein, der Kinder wegen, mit einem Säftchen zugerichtet und das Glas in einem wenig besuchten Zimmer auf's Fenster gesetzt. Zufälligerweise geht sie in dieses Zimmer, wird das Glas gewahr und hält den Inhalt desselben für ein angenehmes Getränk, das die Herrschaft für sich hätte zurichten lassen. Sie kostet davon. Durch den Wohlgeschmack getäuscht, wird sie in ihrer Meinung bestärkt und leert das Glas, welches fast zur Hälfte angefüllt war, rein aus. Zu ihrem Glücke war von der Quantität schon vieles an die Patienten vertheilt worden.

Beim Schlafengehen wird ihr übel zu Muth und sie fängt an, unaufhörlich zu stöhnen und zu jammern. Man fragt, was ihr fehle; sie aber ist nicht im Stande zu antworten und wird beynahе ohnmächtig. Man glaubt, daß sie Krämpfe habe und ruft den Arzt herbey, der ihr krampffstillende Tropfen eingiebt. Kaum hat sie dieselben

eingenommen, so ist sie genöthigt, ins geheime Kabinet zu eilen, wo sie sich auf beiden Wegen auf eine fürchterliche Art ausleeren mußte. Bey ihrer Rückkehr ins Schlafzimmer lösete sich das Räthsel auf, denn vorher hatte Niemand begreifen können, was ihr so plötzlich zugestoßen wäre. „Ach!“ klagte sie erschöpft, „Gott weiß! was dort im Glase mag gewesen seyn. Es schmeckte so schön und ich trank es aus.“ „Ist sie toll?“ rief der Gutsbesitzer, der dieses gehört hatte, aus, „im Glase war ein Vomitiv zugerichtet.“ Sie fuhr fort: „Ach! in meinem ganzen Leben will ich auch nicht mehr naschen.“ — Es blieb nicht bey dem einen Gange ins Nebenzimmerchen. Von Zeit zu Zeit mußte sie dorthin eilen und — so brachte sie die ganze Nacht zu, bis die Wirkung vorüber war. Wären in dem Glase nur ein Paar Grane Brechweinstein mehr aufgelöset gewesen, so hätte sie ihren Geist aufgeben müssen. Seit diesem Vorfall wurde sie schüchterner und zeigte sich feltener, um sich der Schande und dem Gelächter nicht Preis zu geben.

Nb.

V.

Gefühle und Betrachtungen.



I.

Harmonika.

Harmonika, du göttliche! — Deine sanft schwellenden Akkorde dringen bis zum Herzen; doch nicht in großen Konzertsälen, oder in Melodien, die nach gewöhnlicher Klaviermanier schnell fortschreiten, mußt du dich entweihn. In den Versammlungen der Menge ist jeder zerstreut; jeder erwartet große Wirkungen. Zum tiefen Fühlen findet sich keiner aufgelegt. Der Name Kirchgessner zog mich an, als ich die Harmonika das letzte mal hörte, und wie verschieden fand ich das Instrument im großen Publikum, oder im Kabinet. Nervenerschütternd und ergreifend mag es auch nur in der Einbildung seyn; sanft wohlthuend, kann man es lieber nennen. — Groß müßte die Wirkung seyn, die beim freyen Phantasiren auf der Harmonika hervorgebracht werden könnte. Hier würde der in der Tonkunst tief eingeweichte

große und gefühlvolle Musiker Effekte hervorbringen, die ganz unerwartet und neu seyn sollten. Während des Spieles würden ihm ganz neue Gedanken zuströmen, die kein Consetzer schreiben, kein Spieler nachspielen könnte. Schade nur, daß man das weitliche Geschlecht so selten in die Gründe der Tonkunst einweicht; daß es so selten zum Aufzeichnen der musikalischen Gedanken kommen kann, aus Mangel an Kenntniß. Auch die Kirchgeßner muß diese Vernachlässigung büßen; sie kann auf ihrem Instrumente nur Nachahmung, keine Originale liefern. Ihren Choral, des schönste, was man auf der Harmonika hören kann, spielt sie nicht eindringlich genug; langsamer und affordvoller müßte er weit rührender seyn. Die tiefen Töne, die so gut thun, sollten öfterer gebraucht werden. Sonderbar, daß die Künstler auf diesem Instrumente so selten sind! Drey Jahre, welche die Kirchgeßner in England verlebte, wurden zu dem Bau dieser Harmonika gebraucht. Bald wird sie das Reisen mit der Ruhe auf einem Gute bey Leipzig vertauschen. Die nach ihr sich mit der Harmonika vertrauter machen, mö-

gen dieß beherzigen, und ehe sie sich dem anziehenden Tone, der sanftlaufenden Wellen überlassen, aus der Tiefe/der Tonkunst Kenntnisse einsammeln, die zum freyen Laufe des Genius führen; dann werden sie sich der Begeisterung und ihre Zuhörer der ächten Bewunderung überlassen können, wie sie keine Variation, kein Klavierthema hervorbringt, die aber auch allein nur diesem Instrumente ziemt! —

2.

Nachgenuß der Reise.

Nach der Reise, vor der Reise, während der Reise, sind die Genüsse verschieden. Erwartung im magischen Lichte, — Einsammeln, oft mühevollcs Einsammeln — sanften Genuß im Rückblick, gehöriges Würdigen der vielen vorübergeeilten Gegenstände — so heißen die drey Seiten, die uns eine Reise darbietet. Vor der Reise wird der magische Genuß durch allerley Vorbercitungsforgen geschwächt. Während der Reise verbittern uns oft schlechte Wege, harte Stöße, Verweilen bey uninteressanten Gegenständen, auch Zölle, die u.sere

gutgepackten Koffer in Unordnung bringen; Beamte, die uns um die Gebühren der Pässe dreifach schnellen: verändertes Münzwesen, und was sonst noch eine immerwährende Aufmerksamkeit auf wenig ästhetische Sachen erfordert, den reinen Genuß. Aber nach der Reise, wenn wir wieder einheimisch geworden sind, und nun den Vortheil des Geschehenen im großen Ueberblick genießen: dann ist der Augenblick gekommen, wo mit Bewußtseyn und ohne Gedränge alles so recht wieder empfunden und genossen wird. Man sehnt sich nicht mehr aus seinem lieben Kreise; der Kopf bedarf keiner Nahrung mehr von aussen. Er ist mit lauter neuen Ideen und Bildern erfüllt. — So war mir, als ich die zwey Stapelplätze der Welt neulich besuchte, und nun im Nachgeschmack einen heitern schönen Sommer in meiner Heimath verlebte. Um mich her blühten die Erinnerungen der fremden Länder. Französische und englische Gewächse, französischer Schnittsalat sogar, aus der bekannten Saamensammlung von Wilmorin, grünte im Gärtchen, und das englische Gras zierte den Spielplatz der Kinder. — Ruhig

genoß ich die Erinnerung bey wohlthätiger Zurückgezogenheit in unsere herrliche Natur, und sagte mit einem jungen Deutschen in Paris, der die Schweiz, Italien, England und Frankreich durchreiset war: Aus meinen vielen Wanderungen habe ich gelernt, daß es in Deutschland doch am besten ist! —

3.

Als mein Gatte zum erstenmal auf einige Tage verreiset war.

An jeder Beschäftigung nahmst du Theil, auch wenn es nur durch deine Gegenwart war. Wie sehr ich dich nun vermisse, kannst du denken. Die Nähe meiner Kinder scheint mir Bedürfniß, und die meines Schreibepultes Entschädigung. Hier lasse ich Spuren, die dir einen Beweis geben, daß mein Geist immer regsam und thätig ist; dort wirk' ich Gutes und nahe mich liebenden Wesen, deren Annäherung mir jetzt doppelt wohlthut. Leere fühle ich noch keinen Augenblick. Ich verlängerte den Tag um einige Stunden, um die zu ersetzen, die mir die Gesellschaft raubte. Einige Lieblingsaufsätze zu vollenden, oder die neuen Gesänge

deß zu früh verstorbenen Zumsteeg zu durchsingen, oder Schillers Maria Stuart fertig zu lesen, hatte ich diesen Stunden bestimmt; und diese Beschäftigungen erhielten mich munter; obgleich ich früh schon bey deiner Abreise aufgestanden war. Das Ungebundene, ohne einen andern zu stören, so aufbleiben zu können, hatte einen eigenen Reiz, und die Stille, die Einsamkeit um mich her, that mir wohl. Der Mensch ist zum geselligen Leben gemacht; aber auch sich zu sammeln in der Einsamkeit ist ihm Bedürfniß. Ich versuchte einige neue Lieder, — das Weib muß ganz vollendet musikalisch seyn, oder ihre Musik verliert ihren Zweck in der Ehe, dachte ich lebhaft heute.

Tausend Störungen, die auch mit in den Reizen ehelicher Geselligkeit liegen, verhindern sie, ohne den wichtigsten Zeitverlust eine beträchtliche Zeit zur Unterhaltung der ersten Uebung in der Musik zu widmen. Ist sie aber einmal so weit, daß ihr ein Stillstand von einigen Wochen nicht schaden kann, erhebt sich das Vergnügen der Harmonie bey ihr bis zum Talent, so kann sie

leicht Zeit finden, dies zu unterhalten, ohne weder ihren Mann, noch ihre Kinder, noch ihren Haushalt zu versäumen. Also prüfet eure Anlagen — lernet recht, oder unterlasset es ganz. — und ist es auch gewiß, daß ich hier etwas Wahres sage? Wenn ich es auch nicht so weit in der Musik oder jeder andern Kunst bringe, daß ich darin einige Fertigkeit erlange, so ist es doch wohl noch eine große Frage, ob es besser für uns wäre, gar nichts davon zu wissen. Kenntnisse in jedem Fache vermehren unsern Idcenkreis, unsere Berührungspunkte und machen uns vielseitiger. — Doch es unterbricht die einsame Stille das sanfte Bewegen der kleinen Mina, die nun erwacht. Die Muse, die mir ihr Schlaf vergönnte, hab' ich dankbar verwendet, und nun soll Maria Stuart die Zeit erfüllen, die sie zur Nahrung bedarf. Dann lege ich mich zur Ruhe, und bin im Traume bey dem, der diese Zeilen veranlaßte.

4.

Musik dem Kranken.

Die Musik erheiterte mich oft in trüben

Stunden, sie gewährte mir oft nach langem Schreiben, Nachdenken, Alleinseyn, eine neue Art lebendiger Beschäftigung, eine Abwechselung, die etwas eigen Belebendes hatte, das allen übrigen Beschäftigungen mangelte, wenn diese zu anhaltend getrieben worden. Jetzt lernte ich sie aber auch von einer neuen vortheilhaften Seite kennen. Sie erheitert und zerstreut einen Kranken, und wenn sie ihn auch nicht lange beschäftigen soll, so bringt sie doch einen neuen Ton in den kleinen Kreis seiner Unterhaltungen. Wieder eine neue Veranlassung unsere Töchter (wenn sie Lust und Stimme haben) ihr Talent ausbilden zu lassen. Es verschönert und vermännichfaltigt die Genüsse des häuslichen Zirkels, und die Gattin, die Tochter, die Schwester, kann als Krankenpflegerin sich und dem Kranken eine heilsame Zerstreung geben. Dazu, wird man sagen, bedarf es eben keiner großen italienischen Arien und Kolaturen. Ein kleines Lied, ein Naturgesang, wird das nämliche thun. Die Erfahrung lehrt mich das Gegentheil. Mein Kranker, der ein Musikkenner war, konnte sich wohl durch ein angenehmes, sanftes,

aber richtiges Spielen und Singen ihm neuer und unbekannter Musik angezogen und unterhalten finden; aber ein falsches Töndchen wirkte mehr auf ihn, als es in gesunden Tagen gethan haben würde. Alles mußte fließen, Takt, Töne, Stimme, alles mußte rein seyn und ohne Anstoß fortgleiten, wenn es seine Nerven reizen sollte. Sing es holprig, so war es ihm mehr peinlich als angenehm. Ein ihm längst bekanntes Lied war ihm auch das nicht, was ganz neu angekommene, nie gehörte Musik ihm war. Aber zu einer solchen Ausführung gehört mehr als ein wenig Geklimper; eine Uebung gehört dazu, die unsere Kinder leicht erlangen könnten, wenn sie einiges musikalisches Genie haben, und sie sich einen Grad der Vollkommenheit in dem, was sie zu lernen unternehmen, zum Zwecke setzen. Die Tonkunst wird es ihnen tausendfach lohnen, nicht bloß bey der Pflege eines Genesenden, sondern auch bey ihrer eigenen Erholung. Sollen sie erst mühsam studiren, probiren, wiederholen, so gewährt ihnen die Musik wenig Unterhaltung, und sie wählen sich bald andere Beschäftigung — die alten schon

lange bekannten Stückchen, womit so viele sich vor ihrer Verheirathung hören ließen, werden ihnen nun auch zum Eckel, und daher lassen unsere meisten Hausmütter die Musik liegen, wenn sie ihrer am meisten bedürften, sich neue Erholung und Abspannung zu verschaffen, ihren Kleinen die ersten Töne zu lehren und Geschmack daran zu geben, weil ihnen das mühsame Lernen in ihrem Hausstande wirklich zu viel Zeit rauben würde, ohne sie durch Vergnügen dafür zu lohnen. —

Wenn ich nicht schon zu lange über diesen musikalischen Gegenstand geredet habe, so sage ich nächstens noch, wie man es bey dem Lernen zu machen habe, um ohne Wiederholung und Seklimper sich zu gewöhnen, neue, unbekante Musik von dem Blatte ohne Anstoß abzuspielen.

S. Horstig.

VI.

Militärische Paradoxa.

Berühmte Generale.

Die Berühmtheit eines Generals beruht auf so vielen verschiedenen Umständen, daß sein Genie, wenn er dergleichen hat, zuweilen das geringste Verdienst darunter ist; weil nach den gewöhnlichen Ereignissen zu urtheilen, die falschen Maaßregeln des Feindes oder die Macht des Schicksals, einem Generale oft einen Ruhm verschafte, den er nicht verdiente, und über den er sich, wenn er offenherzig ist, selbst wundern dürfte. Der Erfolg eines Krieges ist folglich nicht immer ein Beweis von dem Genie eines Generals. Ueberdies wirkten verschiedene Ursachen beständig sowohl unter guten als schlechten Generalen.

Die Tapferkeit einer Armee, ihre vortheilhafte Lage, und die Schwäche, oder der Mangel an Disciplin bey dem Feinde, sind hinlängliche Ansprüche, einem General den Sieg zu verschaffen. Indessen kann ein

mißverständener Befehl, ein unrichtig gedeutetes Wort, die gleichgültige Bewegung eines Soldaten, ein unerwarteter Sturm, ein heftiges Gewitter, oder andere merkwürdige Begebenheiten, eine Bestürzung unter der Armee verbreiten, und so, Statt eines nahen Sieges, eine Niederlage hervorbringen.

Wir sind jedoch nicht gemeint, das Verdienst eines Generals zu verringern; und wäre dies: so würde man uns nicht glauben, sondern in vielen Fällen wenigstens augenscheinlich beweisen, daß wir Unrecht hätten. Gewiß findet man dann und wann Generale von Genie; für einen Cäsar giebt es aber immer zehn Pyrgopolinices.

Was bewegt die Menschen zum Militär-
Stande?

Die meisten Menschen führt Durst nach Gold, andere die Sucht nach Neuheit in die militärischen Reihen. An Ruhm würde man kaum denken, wenn er seine Belohnung nur in sich selbst hätte. Ueberdies scheint das Leben eines Soldaten so leicht und so frey,

daß man sich nicht wundern darf, daß sich so viele, besonders junge Leute, darin verlieben. Kaum haben manche den Soldatenrock angezogen, so legen sie auch das Gefühl von Bescheidenheit und Schaam ab, sprechen ihre eigene kernhafte Sprache, um sich dadurch zu unterscheiden.

Es giebt sehr viele Individuen, die, weil sie keine Talente weiter haben, als zu vegetiren und den Haufen voll zu machen, für die Gesellschaft eben kein großer Gewinn sind. Sie also mit schicklicher Manier für den Staat brauchbar zu machen, ist das beste und gemeinste Mittel dies, sie zu Soldaten zu machen. Das Metier schafft sie um: Aus rohen Geschöpfen werden sie brauchbare Menschen, und erlangen allmählig alle die Eigenschaften, die aus einer solchen Veränderung entstehen; und da man oft sogar ihre natürliche, oder erworbene Unwissenheit über ihrem Muthen vergift: so haben sie das Privilegium, in vielen Dingen unwissend zu seyn.

Der Muth bey dem Krieger.

Der Mensch ist von Natur ein furchtsames Geschöpf; wird aber sein Leben angegriffen, oder findet er bey der Befriedigung seiner Bedürfnisse oder Leidenschaften ein starkes Hinderniß: so wird er ein Tyger und rennt in jede Gefahr; und darüber darf man sich nicht wundern, da selbst Schaafse dies bey manchen Gelegenheiten zu thun pflegen. So belebt übrigens die Menschen von andern Leidenschaften seyn mögen: so behauptet doch die Hoffnung zu siegen, so wie die Furcht vor Schande und Strafe, welche die Feigen erwartet, das Uebergewicht über alle. „Denn alle Menschen, sagt ein Dichter, würden feige seyn, wenn sie dürften.“

Hat irgend Jemand ein Recht, eines andern Eigenthum oder Freyheit anzugreifen.

Ein Recht? — — — Das ist ein großes Wort, dessen Bedeutung die mehresten unserer Philosophen mißverstanden haben. Wenn wir die Natur zu Rathe ziehen: so

sehen wir, daß ein Recht immer die Wirkung der Gewalt ist. Laßt uns einen Blick auf den Ozean werfen, in welchem die ungeheuren Wallfische täglich eine Million Kreaturen zu ihrer Nahrung verschlucken. Welches Recht haben jene über diese? Kein anderes als Hunger und Gewalt. Eben dieser Auftritt kommt in der moralischen Welt vor; der Stärkere unterdrückt den Schwächeren, und vielleicht wird es immer so seyn. Es verhält sich damit — um eine Vergleichung von Petronius zu brauchen — wie mit einem Felde zur Zeit der Pest, auf welchem man nichts sieht als Leichen, und Raben, die sie verzehren.

Als die Gallier die Einwohner von Clusium angriffen, um selbst ihr Gebiet in Besitz zu nehmen, fragten die römischen Abgesandten, die mit ihnen unterhandeln wollten: „Welches Recht hat ihr, unser Eigenthum zu nehmen?“ Die Gallier antworteten; „Ihr Recht bestehe in ihren Schwerdtern, und alles auf der Welt gehöre dem Stärkeren.“ Etwas Aehnliches sagten einige atheniensische Gesandten beym Thucydi-

des: „Die Stärkeren sind immer die Herren gewesen; wir sind nicht die Urheber eines auf die Natur gegründeten Gesetzes.“

VII.

M i s z e l l e n.

Riga, den 3. July 1807.

Zwischen den beyden Mächten, Rußland und Frankreich, ist am 27sten Juny der Friede unterzeichnet worden. Gestern wurde in der hiesigen griechischen Kathedralkirche deshalb ein feyerliches Teedeum angestimmt.

Er. Majestät der Kaiser Alexander ist den 2ten July unter lautem Jubel des Volks wohlbehalten von der Armee hier in Riga eingetroffen, und wird sich nach einem kurzen Aufenthalt nach St. Petersburg begeben.

XIV, 125.

Nordisches Archiv.

Monat August

September
1807.

Riga,

in der Expedition des nordischen Archiv's.

Das nordische Archiv erscheint in monatlichen Hefen. Drei Hefen machen ein Bändchen, und zwölf einen Jahrgang aus, dessen Preis zu 10 Rubel bestimmt ist.

Die Hauptexpedition für ganz Rußland hat das Kaiserl. Gouvernements-Postamt in Riga übernommen. Aus umliegenden Gegenden wendet man sich directe an die Verlags-Handlung selbst. Zweckmäßige Beiträge werden unter derselben Adresse eingesandt und wie bisher nach Kräften honorirt.

Riga, im August
1807.

Die Expedition des N. A.

Inhalt.

	Seite.
I. Etwas von den Germaniern oder alten Deutschen. / / / / / / /	65
II. Briefe über die Moldau. (Beschluß) /	81
III. Das Portrait / / / / /	96
IV. Bemerkungen über das türkische Reich.	114
V. Versuche und Erfahrungen. / /	123
VI. Die Haare. / / / / /	134
VII. Naturgeschichte. / / / /	137
VIII. Hauptartikel des Friedens von Tilsit.	142

Gedruckt bey Wilhelm Ferdinand Häcker,
privilegirtem Stadt- : Buchdrucker.

Mit Bewilligung der Kaiserl. akademischen Censur zu
Dorpat.

Nordisches Archiv.

Monat August 1807.

I.

Etwas von den Germaniern oder
alten Deutschen.

Jeder Eingeborne von Deutschland, der zu stolz war, seinen deutschen Biedersinn gegen französische Flatterhaftigkeit oder englischen Spleen zu vertauschen, blickt ohne Zweifel gern auf ein Gemälde hin, das ihm die Lebensart und Sitten seiner ehrwürdigen Vorfahren darstellt. Hier sind einige nur hingeworfene Züge zu demselben.

Alle alten Schriftsteller, die der Deutschen gedenken, legen ihnen eine fürchterliche Größe, drohende blaue Augen, lauges blondes, oder rothes Haar und eine schreckende Stimme bey. Sie leiten die durchgängige Aehnlichkeit dieser körperlichen Eigenschaften davon her, daß die Deutschen sich nicht durch Heirathen mit andern Völkern vermischt hätten, und versichern, daß Tapferkeit und Ehrlichkeit die Hauptzüge ihres Charakters gewesen wären.

Als die Römer zuerst nach Deutschland kamen, hatten die Deutschen noch keine Städte. Sie wohnten von einander abgesondert. Ein jeder wählte sich seinen Aufenthalt, nachdem ihm etwa eine Quelle, eine Waldung, oder ein guter Boden bequem schien, und ließ einen freien Platz um seine Wohnung. Zu diesen Wohnungen gebrauchten sie weder gehauene, noch Ziegelsteine; sie baueten bloß mit Holz, und auch dieses war eben nicht sehr zierlich bearbeitet. Sie begnügten sich, von den gefällten Bäumen die Aeste und Rinde zu hacken, und diese Balken zwischen aufrechtstehenden Pfosten übereinander zu le-

gen. Dieß waren ihre Wände, welche sie in verschiedenen Gegenden Deutschlands mit einer Art von farbigtem Thon überzogen, wodurch dieselben aus der Ferne wie gemahlt schienen. Auch von Dachziegeln wußten sie nichts; ihre glücklichen Hütten waren mit Stroh und Schilf gedeckt. Festere und dauerhaftere Gebäude waren ihnen unnütz, weil sie nicht gewohnt waren an einem Orte lange zu verweilen, sondern, so wie alle alten Völker ihren Aufenthalt oft änderten. Die alten Deutschen hatten die Sitte, daß, wenn sie eine neue Gegend wählten, ihre Führer das Land unter das Volk theilten. Sie bewohnten einen solchen Distrikt ohngefähr ein Jahr lang. Nach Verlauf desselben legten sie ihr wenigß Geráth auf Wägen, und zogen mit ihrem Vieh in eine andere Gegend, damit die, die sie bisher bewohnt hatten, Zeit haben mögten, sich wieder zu erholen, um nichts an ihrer Fruchtbarkeit zu verlieren; denn sie hielten es für unanständig, den Acker zu bauen, und ließen das Wenige, was sie an Früchten unumgänglich brauchten, durch ihre Leibeigene bearbeiten. „Wir verwechseln, sagten sie, unsere Wohnungen jährlich,

damit niemand unter uns sich durch eine anhaltende Gewohnheit verleiten lasse, die Neigung zum Kriege gegen den Ackerbau zu vertauschen. Wohnten wir lange an einem Orte, und besäße ein jeder seine Ländereyen eigenthümlich, so würde mancher seinen Bezirk zu erweitern suchen, der Mächtigere würde um sich greifen, und den Geringern aus seinem Besitze verdrängen. Wir würden weichlich werden, und die Weichlichkeit würde uns bald lehren, unsre Häuser sorgfältiger zu bauen, damit sie uns besser gegen Frost und Hitze schützten. Wir würden die Habsucht kennen lernen, und aus dieser würden innerliche Unruhen und Uneinigkeiten entstehen. Jetzt wird unsere Nation im Gleichmuth erhalten, da ein jeder siehet, daß seine Güter den Gütern des Angesehensten die Waage halten. Wir lieben den Landbau nicht, aber wir eilen dem Feinde entgegen, und erkämpfen uns durch ruhmvolle Wunden, was die unthätige Trägheit sich durch Schweiß erwerben will.“ So dachte dieß streitbare Volk. Seine Hauptneigung war der Krieg. Ein jeder konnte durch denselben gewinnen und keiner verlies

ren. Die Sorge für kostbare Wohnungen und Ländereyen konnte ihnen kein Beweggrund seyn, die Schlacht zu scheuen, oder vom Kriege abzurathen. Ihre Hütten, wenn auch der Feind sie zerstörte, waren leicht wieder hergestellt, und ihre Weiber begleiteten sie zum Schlachtfelde.

Außer den gedachten Hütten bauten sie tiefe unterirdische Wohnungen an, die oben mit Mist und Erde bedeckt wurden. Die Hölen dienten ihnen Theils zum Aufenthalt in der strengsten Kälte, Theils zur Aufbewahrung ihres etwanigen Vorraths. Die Defnung dieser Hölen verbargen sie. Wenn also auch der Feind ihre Häuser verheerte, so blieben doch diese Hölen in Sicherheit, weil der Eingang nicht leicht zu finden war, und auch die darin versteckten Dinge nur wenig werth waren.

Die Kleidung der alten Deutschen entsprach völlig ihren Wohnungen. Einige Thierhäute, ein paar Ellen von groben wollenen Zeuge, oder eine von Bast geflochtene Matte, dies war alles, was sie brauchten,

und es ließ sich leicht verfertigen, weil jeder Schnitt nach der Mode war. Gewöhnlich trugen sie eine Art von Mantel aus Wolle, oft mit bunten Streifen, oder Würfeln gewebet, und an der auswendigen Seite zottig. Sie hingen demselben um die Schultern, und befestigten die beyden Zipfel auf der Brust mit einer Schnalle, auch wohl nur mit einem Dorn. Dies Gewand reichte bis unterhalb den Hüften herunter, und ließ die Arme unbedeckt. Es wurde auch oft nur aus Bast geflochten, und scheint in dieser Art eine Sommerkleidung gewesen zu seyn. Sie trugen auch kurze Kammissler ohne Ärmel, die vom Halse bis an die Hüften reichten. Eine sehr gewöhnliche Kleidung war die Haut eines Thieres, an der sie die Ohren und Hörner ließen; diese befestigten sie, nach Art eines Mantels so um die Schultern, daß der Theil der Haut, der den Kopf des Thieres bedeckt hatte, ihr Kopfsuß wurde, welches ihnen in den Augen ihrer Feinde ein recht fürchterliches Ansehen gab. Ihr Pelzwerk, von dem sie die haarigte Seite auswärts trugen, wußten sie mit bunt gemalten Flecken, oder mit darauf genähten

Stückchen von schwarzer Farbe, wie es noch heutiges Tages gebräuchlich ist, zu zieren. Statt der Schuhe trugen sie eine Art von Halbstiefeln, die aus Pferdehäuten, woran die Haare blieben, verfertigt waren. Man sieht aus dem allen, daß sie sich nur zum Schutze gegen Schnee und Regen kleideten, und daß sie in ihrem völligen Puzе mehr als halb nackt waren. Indessen unterschieden sich doch die Vermögendsten durch ordentliche Kleider, die sehr enge und gleichsam wie auf den Leib genähet waren. Sie bestanden aus einem Wamms, dessen Ärmel sich in der Mitte des Oberarms, zwischen den Schultern und dem Ellenbogen endigten, und aus Beinkleidern, die nicht völlig bis an die Knie herunter reichten, und waren aus wollenem Zeuge, Leinwand oder Leder gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß diese beyden Kleidungsstücke gemeiniglich zusammen hingen.

Die deutsche Schöne bekleidete sich, so wie die Männer, mit einem Kamisöfchen, einem Mantel, oder einer Haut. Auch trugen einige eine Art von Hemden ohne Er-

mel. Diese waren von Leinwand, zuweilen schlechthin weiß, zuweilen mit purpurfarbenen Streifen versehen.

Für ihre Haare trugen sie, und zwar die Mannspersonen, große Sorgfalt. Sie hatten häufig gelbes oder rothes Haar, und liebten diese Farbe so sehr, daß sie sie noch durch dazu dienliche Mittel erhöheten. Sie beizten ihre Haare mit Seife und Lauge, schmierten sie mit Butter ein, und banden sie im Nacken zusammen. Auch pflegten sie das Haar oben auf dem Kopfe in einem in die Höhe stehenden Büschel zusammen gebunden zu tragen. Diese Gewohnheit war besonders den Vornehmsten der Svevischen Völkerschaft eigen, die sich dadurch ihren Feinden schrecklicher machen wollten. Die ihre Haare nicht zusammen banden, gewöhnzten sie doch zurück, und ließen sie in langen Zöpfen herunterhängen. Die Wangen und das Kinn beschoren sie, aber nicht die Oberlippe, weil sie dafür hielten, daß ein starker langer Knebelbart zur Vermehrung ihres kriegerischen Ansehens gereichte.

Sie schmückten sich auch mit goldenen Halsketten und Armbändern, die sie ihren Feinden im Kriege abgenommen hatten, und hielten viel auf dergleichen Beweise ihrer Tapferkeit. Außerdem achteten sie Gold und Silber sehr wenig, und schätzten z. E. ein Gefäß von solchem Metall nicht höher als ein irdenes.

Sie schliefen des Nachts in ihren Kleidern. Einige unterlegte Thierhäute, ein wenig Heu, oder ein wenig Stroh diente ihnen zum Bette. So bald sie des Morgens aufgestanden waren, wuschen sie sich und dann aßen sie.

Ihre Speisen und Getränke waren eben so ungekünstelt, als ihre Kleidung. Brod hatten sie nur wenig, weil sie sich eben nicht auf den Ackerbau legten. Hingegen lieferten ihnen ihre zahlreichen Heerden einen Ueberfluß an Milch, Butter, Käse und Fleisch, und die ungeheuren Wälder einen gleichen Ueberfluß an Wildpret. Auch nahmen sie mit wildem Obst gern vorlieb. Sie aßen das Fleisch nicht roh, sondern gesotten, ge-

braten, oder geröstet. Das Salz bereiteten sie selbst, indem sie Wasser aus ihren Salzquellen auf große brennende Holzhaufen gossen. Ihr gewöhnliches Getränk war Bier, welches sie sowohl aus Weizen als aus Gerste braueten. Die nahe am Rhein wohnten, tranken auch Wein, den sie aber doch nicht selbst baueten, sondern von den Galliern, von denen sie durch den Rhein geschieden wurden, erhandelten. Die Uebrigen gestatteten nicht, daß Wein, oder andere Sachen, deren Gebrauch die Weichlichkeit und Schwelgerey erfand, über ihre Grenze gebracht wurden, weil sie die schlimmen Folgen davon einzahen.

Bei den Gastmahlen hatte ein jeder seinen eigenen Sitz, der aus einer Streu, oder aus einem paar Häuten bestand, und sein eigenes kleines Tischchen, welches ihn, mit Speisen beladen, hingesezt wurde. In der Mitte saß der Angesehenste, neben ihm der Wirth, und ihnen zu beyden Seiten die übrigen Gäste, jeder nach seinem Range und in einer solchen Ordnung, daß sie einen halben Zirkel ausmachten. Die Speisen wurden in

irdenen und hölzernen Schüsseln aufgetragen, und ihre Trinkgeschirre waren Büffelshörner, die zur Zierde am Rande mit Silber eingefast waren. Die Knaben warteten bey Tische auf und schenkten ein. Frauenzimmer pflegten sich bey den Gastmahlen nicht mit einzufinden.

Bei dergleichen Zusammenkünften war nicht das Essen und Trinken die Hauptabsicht, sondern z. B. Uneinigkeiten auszuföhnen, Heirathen zu stiften, Fürsten zu erwählen, und über Krieg und Frieden zu beschließen. Es war also sehr natürlich, wenn solche Zusammenkünfte zum öftern Tag und Nacht fortwährten, besonders da ein jeder seine Meynung frei sagen durfte, und oft das Wohl ganzer Familien, ja sogar einer ganzen Völkerschaft den Gegenstand ihrer Berathschlüssen ausmachte. Tacitus, der sonst den Tugenden der Deutschen so viel Gerechtigkeit wiederfahren läßt, hat also wohl Unrecht, wenn er die lange Dauer ihrer Gastmahle aus einem Hange zum Schwelgen und Sausen herleitet.

Die vornehmsten Beschäftigungen der Deutschen waren der Krieg und die Jagd. Den Ackerbau überließen sie den Leibeigenen. Wenn sie nicht im Felde waren, durchstreiften sie die Wälder; die übrige Zeit gingen sie müßig. Für das Hauswesen sorgten die Weiber, so wie auch die Alten und Schwächlichen, die zum Kriege und zur Jagd nichts mehr taugten. Eben diesen war auch die Aufsicht über den etwanigen Ackerbau anvertraut. Handlung trieben sie nicht, und wenn sie auswärtigen Handelsleuten den Zugang verstatteten, so geschah es nicht um fremde Waaren einzukaufen, sondern ihre im Kriege gemachte Beute gegen Vieh, worin sie ihren ganzen Reichthum setzten, auszutauschen. Handwerke trieben sie nicht, weil sie das Wenige, was sie an Geräthe und Kleidung brauchten, leicht selbst verfertigen konnten.

Ihre angenehmste Ergözung war das Spiel. Sie sahen dasselbe für eine sehr ernsthafte Sache an, und wann einer alles, was er aufzubringen wußte, unglücklicher Weise verspielt hatte, setzte er endlich sich selbst auf Spiel. Verlor er auch dann, so übergab er

sich ganz freiwillig dem, der ihn gewonnen hatte. Dieser übertriebenen Spielsucht schämten sie sich indessen selbst, und verkauften dergleichen gewonnene Leibeigene gewöhnlich an Auswärtige.

Mit der Verheirathung ihrer Kinder eilten die Deutschen nicht. Sie hielten es für unschicklich, daß ein noch nicht völlig erwachsenes Mädchen schon Mutter seyn sollte; und eben das galt in Ansehung der Jünglinge. Sie lobten es sogar, wenn ein Jüngling erst spät in den Ehestand trat. Eine ganz besondere Sitte war es, daß nicht die Braut dem Bräutigam, sondern der Bräutigam der Braut eine Morgengabe mitbringen mußte. Ein aufgejäumtes Ross, einige zusammengespannte Ochsen, ein Schild, ein Schwerdt und eine Lanze, waren die Geschenke, die er in Gegenwart der Eltern und nächsten Verwandten, ihr übergab. Die Braut gab dem Bräutigam zum Gegengeschenke gleichfalls einige Waffen, und das hielten sie für das stärkste Band ihrer Ehe.

Beispiele von Ehebruch waren äußerst

selten; desto härter wurde derselbe aber auch bestraft. War der Ehemann beleidigt; so war die Rache ihm überlassen. Das erste was er that, war, daß er die ganze Verwandtschaft zusammen rufen ließ. Vor derselben wurden der Ehebrecherin die Haare abgeschoren und die Kleider ausgezogen. Alsdann stieß der Mann sie aus dem Hause, oder prügelte sie vielmehr hinaus. Das war indessen das wenigste, die allgemeine Verachtung und Schande war das wichtigste. Eine Frau, die treulos geworden war, konnte versichert seyn, daß das Andenken ihrer Schande sich auf ihre ganze Lebenszeit nicht auslöschen würde. Eben so gewiß war es, daß sie nicht hoffen durfte jemals wieder einen Mann zu finden. Kein Wunder! denn die Germanier scherzten nicht über Laster und nannten Treulosigkeit nicht Galanterie.

Eine Wittwe ließ sich nie wieder in ein zweites Ehebündniß ein. Man glaubte, daß die Frau, so, wie sie nur einen Leib hätte und nur einmal lebte, auch nur einmal einen Mann nehmen dürfte.

Für ein entsetzliches Verbrechen würden

sie es gehalten haben, wenn eine Mutter ihr Kind nicht selbst gesäugert hätte. Und nicht nur die Ernährung des Kindes hielt die Mutter für ihre Pflicht, auch die ganze erste Lebenszeit des Kindes hindurch widmete sie allein demselben ihre Sorgfalt und vertrauete es keiner Magd. Man ließ die Kinder bis ins zwanzigste Jahr unbekleidet, und badete sie oft in kaltem Wasser, um sie gegen alles künftige Ungemach des Krieges und der Jagd abzuhärten. Die Kinder der Vornehmen wurden nicht im geringsten zärtlicher erzogen oder weichlicher gewöhnet, als die Kinder der ärmsten Leibeigenen. Beyde wuchsen, wie Lactius sagt, bey derselben Heerde und zu derselben fürchterlichen Größe heran. Von der ersten Jugend an lehrten die Deutschen ihre Kinder, nichts heiliger zu halten als ihr Vaterland. Man gewöhnte sie, den Tod für dasselbe als eine Glückseligkeit zu betrachten, und den zu bedauern, der an einer Krankheit starb. Man erzählte ihnen die tapfern Thaten ihrer Ahnen, lehrte sie zeitig, Blut und Wunden nicht zu scheuen, und in den Treffen, wo die Weiber immer hinter dem Heere waren, hatten diese ihre Kinder bey sich.

Die Erziehung der Kinder ging also dahin, ihre Herzen mit deutschen Empfindungen zu erfüllen, und damit sie zu völlig rechtschaffenen Leuten gebildet werden mögten, so übergab man sie dem Unterricht der Druiden. Diese suchten sie zu gerechten, genügsamen Männern zu machen, indeß ihre Väter ihnen Beyspiele der Tapferkeit und der Vaterlandsliebe gaben, und ihre Mütter sie Sittsamkeit lehrten. — Hier, wo Lehren und Beyspiele gemeinschaftlich wirkten, und Verführung etwas unbekanntes war, konnte man gewiß seyn, in jedem aufblühenden Jüngling einmal den zärtlichsten Ehegatten, den liebe reichsten Vater, den treuesten Freund, den muthigsten Krieger und uneigennützigsten Bürger zu sehen.

Die Töchter wurden fast auf eben die Art wie die Söhne erzogen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wurden auch diejenigen, die dem Dienste der Gattinnen nicht gewidmet waren, bis zu ihren mannbaren Jahren von den Priesterinnen unterwiesen. Im übrigen wurden sie sowohl als die Knaben in den Waffen geübt, sobald ihr Arm Kraft genug dazu hatte, dieselben zu führen. Beyde lehrte man

mit schneller Fertigkeit den Wurffpfeß werfen, die Lanze regieren und den Bogen gebrauchen. Mit diesem letztern wußten die Deutschen gut umzugehen, und die Kunst, Wurffspieße zu werfen, brachten sie durch anhaltende Uebung zur größten Vollkommenheit, und konnten mit denselben in einer unglaublichen Entfernung das Ziel treffen.

(Der Beschluß folgt.)

II.

Briefe über die Moldau.

(Siehe N. A. Monat April, S. 1 und Monat May, S. 127.)

(Beschluß.)

Jassy den 16. Januar 1806.

Welch' eine dicke Finsterniß von Aberglauben und Unwissenheit diese Gegend bedeckt, werden dir die in meinen frühern Briefen angeführten Beispiele gezeigt haben. Doch trifft dies mehr die eigentlichen Landesbe-

wohner, als die hier wohnenden Griechen. Wenn gleich auch diese im tiefsten Dunkel der Unwissenheit leben, so giebt es bey allem dem doch auch Leute unter ihnen, welche sehr richtige Begriffe über Religion und Politik besitzen, und die Erlernung von Sprachen sich sehr angelegen seyn lassen. Ihre Anzahl ist übrigens zwar nur geringe, und die hier in vieler Hinsicht so ungünstigen Umstände berechtigen in der That nicht, von ihnen zu verlangen, daß sie öffentlich, als Verfechter der Wahrheit und Freiheit auftreten sollten; denn so lange nicht die Art der Regierung abgeändert seyn wird, steht es auch nicht zu erwarten, daß sich die wohlthätigen Strahlen der Aufklärung je über dieses unglückliche Land verbreiten werden.

Die reichen und vornehmen Griechen zu Konstantinopel finden Gelegenheit die fremden Sprachen zu erlernen, wofür sie denn auch sehr reichlich europäische Lehrer besolden, die größtentheils Franzosen und Italiener, oft auch Polen oder gar Deutsche sind. Ein wohlherzogener Grieche redet außer seiner Muttersprache noch Türkisch, Persisch,

Arabisch, Französisch, Italienisch, bisweilen auch Deutsch. Ihr Umgang mit den Türken und die Handelsverbindungen, in denen sie mit ausländischen Kaufleuten stehen, machen ihnen die Kenntniß so vieler Sprachen fast unentbehrlich. Ein aufgeklärter Mann, der auf diesem Wege in der Literatur der europäischen Nation bewandert ist, empfängt natürlich neue Ideen, und erlernt unter andern so auch den großen Unterschied zwischen Franken und Nichtfranken, d. h. zwischen Europäer und Türken machen. Eine höhere gelehrte Bildung wird hier nie erreicht, so wie mathematische, physikalische und chemische Kenntnisse hier ebenfalls zu den Seltenheiten gehören. Nur unter den Ärzten, welche in Deutschland und Italien ihre Studien gemacht haben, giebt es Personen, welche hiervon einige Kenntnisse, wenn gleich nur oberflächlich, besitzen. Mehrere unter ihnen haben dagegen wirklich ausgebreitete Kenntnisse in der Arzeneykunde; alle übrigen aber und zwar der größte Haufen sind Charlatane im eigentlichen Sinne des Wortes, von denen die Unverschämtesten, was unglaublich scheint, bey allem Mangel an theoretisch

und practisch medicinif. Kenntniffen ſich dennoch ein großes Vermögen erwerben! — Dies ereignet ſich zwar mitunter auch bey uns; ſo wie es ſich auch wohl zuweilen bey uns trifft, daß ein geſchickter Arzt, welcher im Nothfall nicht gleichfalls zu dem Charlatanismus ſeine Zuflucht zu nehmen weiß, ſich ſelten im Stande ſieht, zu einigem Vermögen oder einem Nahmen zu gelangen: indeß hat man doch immer bey uns ein wachſames Auge auf die erweißlichen Betrüger. Dagegen in der Moldau und ganz vorzüglich in Konſtantinopel ein Arzt nur ein Diplom aufzuweiſen braucht, daß er oft in Deutschland oder Italien von irgend einem Freunde gekauft oder geborgt hat und in das er geſchickt ſeinen Nahmen zu ſtecken wußte. Doch nicht genug, wiſſen dieſe Leute auch auf die niederträchtigſte Weiſe die geſchickteſten Aerzte zu verſchwärzen (mit denen ſie ſich übrigens ſehr vor dem Zuſammentreffen hüten), indem ſie ſie gradezu durch Behauptung ihrer unglücklichen Praxis ihrer Ehre und ihres Brodtes berauben. Das betrogene Publikum ſieht ſich nicht nur außer Stand, wahres Talent vom falſchen zu unterſcheiden; ſondern es ver-

traut auch seine Gesundheit blindlings einem Charlatane an und bereichert diesen, indef ein in seinem Fache höchst bewanderter Mann darüber am Nothwendigsten Mangel leidet. — Hier in der Moldau, wie überhaupt in der Törkey, gehört die medizinische Praxis zu den einträglichsten Beschäftigungen. Ich kenne Aerzte, welche jährlich 3000 Dukaten Einkünfte haben; doch haben sie in ihrer Praxis unablässig mit Verläumdungen und Intriguen zu kämpfen. Vorzüglich widmen sich die hiesigen Griechen diesem Stande. Manigfaltig und über alle Vorstellung sind indef die vielen Betrügereyen, deren sie sich bey dieser Gelegenheit zu Schulden kommen lassen. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb ich keinem fremden Arzte, dem alle Arten von Intriguen unbekannt sind, anrathen möchte hier sein Heil zu versuchen. Um hier die Geschäfte mit Erfolg treiben zu können, muß man überdem nothwendig vier oder zum wenigsten drey Sprachen reden.

Außerst lustig ist es unstreitig ein Concilium anzusehen, welches aus solchen Charlatanen und dagegen nur aus einem oder

wenigen geschickten Aerzten besteht, ein Vergnügen, dessen man übrigens häufig theilhaftig werden kann, da in den vornehmen Häusern, bey jeder kaum etwas bedenklichen Krankheit, ein solches zusammen berufen wird. Die ungeschliffenen Ignoranten werfen bey solchen Gelegenheiten mit lateinischen Brocken um sich, brauchen unaufhörlich auswendig gelernte medizinische Formeln und schreiben mit einer solchen Unverschämtheit, daß ein noch so gescheuter Arzt beym Vortrag seiner Meinung oft gezwungen wird, von seiner Methode abzugehn und der vorgetragenen unsinnigen Meinung seiner Mitbrüder beizupflichten. Der rechtschaffene Mann ist ungeachtet der lieblichsten Hoffnungen oft froh, bey Zeiten dem künftigen zu hoffenden Reichthum zu entsagen, aus bloßer Furcht, ähnlichen Streitigkeiten unterworfen zu seyn. Oft ereignet es sich daher auch, daß ausländische Aerzte, die nur einigen Kopf u. einiges Gefühl haben, dies Land ohne die geringsten Vortheile wiederum zu verlassen eilen. — Hienach denn leicht der Zustand abgenommen werden kann, in dem sich hier die Pharmacie und die medizinische Polizey befinden.

In Jassy giebt es zwey mittelmäßige Apotheken, dagegen aber in den übrigen moldauischen Städten gar keine vorhanden ist, oder wo dergleichen sind, werden sie von unwisenden Personen unterhalten, denen nicht die geringste Aufsicht angediehen lassen wird.

Jassy, den 20. Januar 1806.

So reich die Moldau an den mannigfaltigsten Produkten ist, so sehr wenig ist man demungeachtet hier darauf bedacht, durch Besriehsamkeit diejenigen Vorthelle zu erlangen, deren die benachbarten österreichischen Staaten theilhaftig sind. Doch die Industrie kann auch nicht in einem so schlecht regierten Lande aufkommen. Alle Versuche zur Anlegung von Fabriken und Manufakturen blieben stets fruchtlos, wenn gleich die Umstände sie dem Anscheine nach sehr begünstigen. Der größere Theil der rohen Produkte ist hier um die Hälfte und den dritten Theil wohlfeiler, als in vielen europäischen Ländern, so wie der Unterhalt der Arbeiter hier weit geringer als in andern Gegenden ist. Hier hat man auch keine Ur-

sach Abbruch von andern Fabrikanten zu befürchten; denn die Fremden, die nicht ähnlicher Vortheile theilhaftig sind, können keine gefährliche Nebenbuhler werden. Ferner ist zu bemerken, daß die Nähe des schwarzen Meeres die Versendung und den Absatz der Fabrikate nach der Levante hin, sehr befördert. Auch der Fabrikant an sich verbraucht hier um die Hälfte weniger zum Unterhalt seiner Familie und seines Erwerbes, als dies in den andern Ländern Europens der Fall ist. Bisweilen helfen überdem noch die Hospodare selbst der Industrie auf. Daher es, in Erwägung alles dessen, fast unbegreiflich scheint, wenn jene so sehr in Verfall geräth. Als Ursachen kann man indeß folgende zwey anführen. Die Landesbewohner können keine Fabrikanten abgeben, eines Theils, weil sie dazu die Geschicklichkeit nicht besitzen, und andern Theils, weil ihnen die Gesetze 6 Monate im Laufe eines Jahres alle Arbeiten untersagen. Es müssen daher Fremde zur Anlegung der Fabriken verschrieben werden; doch auch diese würden in kurzer Zeit sich eben der Lebensart als die Landeseinwohner ergeben, und so mithin für

eben die Arbeiten untüchtig werden, mit denen sie sich kurz zuvor noch abgaben. Dies ist hinreichend den Verfall der Fabriken zu bewerkstelligen; wozu sich indeß noch außerdem folgende Ursachen gesellen. Nämlich kein bis hiezu eingeführtes vernünftiges System eines Handelskredits, so wie der häufige Wechsel der Hospodare, von denen jeder dasjenige wiederum niederzureißen trachtet, was sein Vorgänger eingeführt oder in Schutz genommen hat; auch hätte der fremde Fabrikant täglich die bange Aussicht, bey Ausbruch eines Krieges sein ganzes Vermögen einzubüßen. Vor nicht langer Zeit ließ sich indeß ein reicher Bojar, Namens Sandulati Sturia, der Schwiegersohn des jetzigen Hospodars Murusy, einfallen eine Tuchfabrik anzulegen; erbaute sie aber, der Vorsicht wegen, auf seinem Landgute und nicht in der Stadt selbst. Ob aber seine Fabrik auch noch bey der Verwaltung künftiger, weniger aufgeklärter und wohlbedenkender Hospodare bestehen wird, dürfte die Zeit lehren! —

In keinem bessern Zustande nun befindet

sich der Handel. Die Moldau sendet dem Auslande 100,000 Ochsen, gegen 10,000 Pferde und eine Menge Schweine; in welchen drey Artikeln auch die Hauptausfuhr besteht. Von Wachs, Honig, Salz, Wolle, Borsten und andern Dingen zieht die Moldau keinen sonderlichen Gewinn. Jeder Statistiker wird die angegebene Anzahl in Betracht eines so weitläuftigen und gesegneten Landes, als die Moldau ist, für sehr unbedeutend halten. Dahingegen ist die Einfuhr der ausländischen Fabrikwaaren in Vergleich mit der Volksmenge sehr groß. Die Handelsbilanz ist aber zum Vortheil der Moldau; denn sie sendet alljährlich an 200,000 Dukaten nach Konstantinopel, mithin müßte sie bey einem weniger vortheilhaftern Handel leicht zu Grunde gehen. Im Gegentheil zeigt es sich aber, daß seit kurzem die Staatseinkünfte in der Moldau äußerst zugenommen haben.

Jassy den 20. Januar 1806.

Vielleicht findest du in dem, was ich dir über den hiesigen traurigen Zustand des

Handels gesagt habe, einigen Widerspruch; doch glaube ich mich in deinen Augen genugsam durch die Hererzählung der Art zu rechtfertigen, auf die er betrieben wird. Das Vieh wird gewöhnlich von deutschen, polnischen oder armenischen Aufkäufern auf der Stelle und um baares Geld eingekauft; denn selten geben sich die Griechen oder die Landesbewohner mit diesem Handel ab, da er seit einiger Zeit weniger Gewinn abwirft. Kaum kann man von ihm 20 Prozent rechnen, ein nach der Meinung dieser Leute nicht zu achtender Gewinn. Lieber geben sie sich dagegen mit dem Transport der Konsumtionswaaren ab, von denen sie den Hauptgewinn ziehen und die sie in Leipzig, Wien und Brody einhandeln. Da sie nun aber oft und überdem noch auf die schändlichste Weise das Zutrauen der Ausländer missbrauchen, so wagt auch niemand, ihnen seine Waaren anzuvertrauen; denn nur zu bekannt sind die Schwierigkeiten, die sich einem hier, selbst bey den klarsten Verweisen, bey Eintreibung der ausstehenden Schulden entgegenstellen. Bey dieser Gelegenheit will ich dir denn auch das wiederum ins Ge-

dächtniß zurückrufen, was ich dir in einem meiner früheren Briefe über die hiesige Gerechtigkeitsspflege sagte. Zu dem ich denn noch das hinzu setzen will, daß man hier von Wechselfn gar keinen Begriff hat, welcher eine Umstand, wie man sich leicht denken kann, genüget den Kredit zu lähmen und den Handel zu bedrücken. Nach dem, was ich dir schon gesagt habe, wird es dir denn auch nicht weiter auffallen, wenn ich dir erzähle, daß die Gesetze sogar 20 Prozent verstaten. Ja, oft trifft es sich, daß die reichsten Edelleute, bey der sichersten Hypothek, zwischen 30 und 40 Prozent zahlen, welches denn auch gleich von der Summe abgezogen wird. Schämt sich doch nicht einmal ein Bankier, für das bloße Remittiren einer Geldsumme nach Deutschland oder Frankreich hin, 10 und 20 Prozent zu berechnen. Keine en gros handelnde Kaufleute giebt es hier, wovon der Grund sich aus dem Obigen leicht erklären läßt.

Die Juden, deren es hier eine große Menge giebt, treiben alle Handel und nebenhher, wie in Polen, auch bürgerliche Gewer-

be. Sie genießen hier der größten Freyheiten, wofür sie indeß nicht minder starke Bedrückungen erdulden müssen. Man behauptet hier, daß die Juden die Kinder der Christen mit Secfnadeln zu Tode stächen und dann ihr Blut tränken, indem sie dadurch der ewigen Verdammniß zu entgehen wähnen, im Fall, ihrem Glauben zuwider, Christus dennoch der wahre Prophet gewesen seyn sollte. Um die Wahrheit dieser Beschuldigung an den Tag zu legen, führt man an, daß man in den Häusern der Juden erstochene Christenkinder gefunden. Der unpartheiische Beobachter ersieht aber leicht aus allen Umständen, daß diese Kinder auf eine feine Art von den eigennützigten Beamten müssen in die Wohnungen der Juden gebracht worden seyn, um so die Geistlichkeit und den großen Haufen gegen dieses unglückliche Volk aufzubringen. In einem solchen Falle müssen denn nun die Juden den Schuß der Regierung erkaufen und überdem alle Unkosten tragen. Vor unlanger Zeit hatte ich Gelegenheit die Bekanntschaft eines Juden zu machen, den ich zu den seltenen Menschen zähle. Er befindet sich bey

der hiesigen erbärmlichen deutschen Schauspielertruppe und spielt die ersten Liebhaberrollen. Er verdient unstreitig deswegen die allgemeine Aufmerksamkeit, weil er es über sich nimmt, in ganz fremden Sprachen zu spielen, von denen er nicht die geringste Kenntniß besitzt. So stellte unlängst noch diese Schauspielertruppe, von der niemand ein Wort französisch versteht, zur Unterhaltung der fürstlichen Familie, Mollières mariage forcé vor. Ein hiesiger Lehrer der lateinischen Sprache, ein Pole von Geburt, unternahm es zu dem Ende, für alle Akteurs die Rollen mit deutschen Buchstaben auszusprechen und zwar mit hinzugefügten Bemerkungen über die Haltung und Bewegung des Körpers, durch welches letztere Mittel er den Sinn der Worte anzudeuten versuchen wollte, woran ihn aber die Kürze der Zeit hinderte; denn nur ein Monat war zur Vorstellung Zeit gegeben. Demungeachtet ward das Schauspiel gegeben und — urtheile über die natürliche Einfalt des hiesigen Publikums — mit dem größten Beyfall, von Seiten der hiesigen aufgeklärten Zuschauer, aufgenommen.

Aus dem über die Moldau Gesagten, sieht man nur zu deutlich, daß dieses sonst so beglückte Land, in allen Hinsichten, noch lange auf der Stufe der unkultivirtesten Länder stehen dürfte. Hieran sind aber nichts desto weniger die Fürsten unschuldig. Unter diesen giebt es Personen, welche in jedem Betracht auf Vortreflichkeit Anspruch zu machen haben. Ein solcher ist unstreitig unter andern der jetzige Hospodar, ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen, und dem vortreflichsten Herzen. In der kurzen Zeit seiner Regierung gelang es ihm, mehrere der nützlichsten Veränderungen zu treffen. Der bloße Gedanke, daß er, dieser würdige Fürst, leicht durch die Wirkung der Gegenparthey könnte entsetzt werden, und sein Nachfolger vielleicht nach einem entgegengesetzten System handeln würde, dürfte ihn vielleicht entschuldigen, wenn er, gleich dem Beispiele der andern Fürsten der Moldau und Wallachey, mehr auf das Zusammenscharren von Schätzen und die Erhaltung seiner Familie, als auf das Glück des ihm auf unbestimmte Zeit untergeordneten Staates bedacht wäre. Er that aber mehr,

als irgend einer unter seinen Vorgängern, durch uneigennützigte Aufopferungen. Der Moldau bleibt daher der einzige Wunsch übrig, bey den günstigsten äußersten Verhältnissen, stets solche Herrscher zu haben.

III.

Das Portrait.

In der berühmten See- und Handelsstadt Lindenheim lebte die ehrfame Jungfrau Ursula im Hause ihres Bruders, des reichen Rathsherrn Valentin Lars. Schon feyerte sie ihren 50sten Geburtstag; doch immer hat der Gott der Liebe ihr hartes Felsenherz nicht treffen, sondern höchstens nur streifen können. Sie fing gerade an, mit dem Gedanken, als eine alte Jungfer zu sterben, vertraut zu werden, und war trotz den Bemühungen des Buchhalters, ihres Bruders, des alten Goldmanns, der schon seit 20 Jahren alle Sonntage nach geendigter Post um

ihre Hand zu werben pflegte, beynahе entschlossen ihr ansehnliches Vermögen einer frommen Stiftung zu vererben, und jeden Gedanken an einen irdischen Bräutigam aufzugeben. Goldmanns Predigten über den Nutzen der Ehe verloren durch die sechs Wochentage, in denen er schwieg, ihre Wirkung, und die 20jährige Werbung fruchtete nichts, als daß er auf jeden geziemenden wohlersonnenen Antrag, ein eben so feines Körbchen erhielt. Eines Sonntags, als Ursula vor der Thüre des Hauses ihres Bruders saß, und Goldmann sein dünnes Haar hochfrisirt und gepudert, mit aller Eleganz eines 52jährigen Liebhabers, sich neben ihr hingesezt hatte, fing er lebhafter als jemals seine Bewerbungen an. Aus den Büchern des Bruders hatte er eben gesehen, daß das Vermögen Ursula's sich wieder um ein Paar Tausend Thaler vermehrt hatte, und dieser vollwichtige Grund hatte den Bogen Amors (für ihn ein Fidelbogen nur, der die kreischenden Saiten seiner Stimme strich) mit neuem Kolophonium bezogen. Nachdem er sich geräuspert und die ausgerauchte Kalkpfeife weggelegt hatte, um diese nicht im

Feuer seiner Rede zu zerbrechen, begann er:

Es werden wohl schon Tausend und vierzig Sonntage netto seyn, daß ich der Mademoiselle Ursula Lars vorzustellen mich bemühe, wie nur im heiligen Ehestande ein festes Glück sich etabliren könne, habe auch mein Herz und Hand zur Compagnie angeboten, bin aber jedesmal mit Protest abgewiesen worden. Doch will ich immer noch bessere Zeiten hoffen und meiner Liebe, so viel nöthig, Respittage zugestehen. Gegenwärtig habe ich, nachdem mein Letztes vom vorigen Sonntag von der Mademoiselle unbeantwortet verblieben, noch anmerken wollen, wie mir noch sehr wohl erinnerlich, daß Dero seliger Stiefbruder, der Herr Bürgermeister Lars, welcher, in einem Alter von 70 Jahren allhier vor 15 Jahren, im Herbst, Todes verbliehen, und der Mademoiselle, da er unverheirathet starb, ein ansehnliches Capitalchen vermacht, zu sagen pflegte — „jung gefrent, hat Niemanden gereut“ — und da wir noch beyde im rechten Alter sind, so wollte ich jenen guten Rath des

seligen Herrn — — Goldmann konnte seine Rede nicht vollenden, denn mit einem heftigen Geschrey: „der Stiefbruder! der Bürgermeister!“ sank Ursula halb ohnmächtig auf den Sitz der Treppe zurück. Goldmann vermuthete eine Geistererscheinung, sprang auf und wollte ins Haus fliehen, und seine Braut mit allen ihren Schätzen schon allenfalls den Geistern der Unterwelt überlassen. Aber eben trat der Rathsverwandte Lars ihm mit einem derben Fluche und einem „Herr! wollen Sie mir den Kopf einrennen?“ entgegen. Was habt ihr hier? fragte er; meine Schwester liegt ja wie ein leckes Schiff auf der Seite, und Sie, Herr Goldmann, sind so blaß wie ein unbeschriebenes Contobuch. Habt ihr euch endlich über das Heirathen geeinigt? Sollte beynahen glauben, weil, wie mir scheint, ihr euch gezankt haben müßt; in den zwanzig Jahren, daß ihr über den Ehestand affordirt, hat euch der Handel nicht so wie heute angegriffen. — Ach mein Herr Rathsherr, erwiederte Goldmann, nicht ich, sondern ihr seliger Stiefbruder, der Bürgermeister Lars, haben sich a viso eingestellt. Ursula hatte sich indeß von ihrem Schreck

erholt, und erzählte zitternd und bebend, es wäre ein Mann mit einer kurzen Jacke vorbegegangen, der einen Spiegel hinter sich gehabt, in dem sie leibhaftig das Bild des wohlseligen Bürgermeisters erblickt, und da habe sie sich so erschreckt, besonders da Herr Goldmann eben von ihm gesprochen, und seines Rathes, früh zu heirathen — dessen sie sich sehr wohl erinnere — erwähnt. Es währte nicht lange, als Ursula rief: da kommt derselbe Mann wieder die Straße zurück! Betrachtet ihn nur recht — ob er noch das Bild des Bürgermeisters zeigen wird. Der Rathsherr Lars und Goldmann traten auf die Straße hinaus und sahen den Bootsknecht Thomas, der mit einer blauen Jacke und einer sehr bunten Unterkleidung vorüber ging; doch kaum hatte dieser ihnen den Rücken zugewandt, so erblickten beyde ganz deutlich das Gemälde des wohlseligen Herrn Bürgermeisters Lars, das auf die sonderbarste Weise einen Theil der Unterbekleidung des armen Thomas ausmachte. So ein entweihetes Familiengesicht, auf das ein Bootsknecht sitzt, konnte schon auch den gelassensten Mann in Harnisch jagen. Herr

Rathsherr Lars abndete irgend einen absichtlichen Hohn seiner Freunde und rief dem ruhig hinwandelnden Thomas nach: Bösewicht! Was machst du mit meinem seligen Stiefbruder? — Thomas begriff die Frage nicht, und als er ganz gelassen erwiderte: „Wat geiht mi de an;“ schrie der Rathsherr nach seinen Leuten, und der arme Thomas ward, ohne daß er die Ursache zu begreifen schien, nach der Wache geschleppt, indem er in einem fort betheuerte, er habe den Stiefbruder in seinem ganzen Leben nie gesehen und gekannt, und ihm daher auch gewiß nichts zu leide gethan. Ist das nicht ein Wink des Himmels? sprach Goldmann zur ehrsamten Ursula, als er von der Wache zurückkam, wohin er den armen Thomas begleitet hatte; da muß der selige Herr Bürgermeister gleichsam aus dem Grabe auferstehn, und sich vor aller Welt Augen herumtragen lassen: um seine frommen Lehren durch meinen Mund an ihr Herz zu legen. Zum ersten Male hatte Goldmann seinen gewöhnlichen Sonntags-Korb nicht erhalten; und jetzt schien sogar ein gnädiger Blick Ursulas auf ihm zu verweilen. Bis spät

am Abend beschäftigte er sich mit den Bildern seiner Phantasie, und löthete in Gedanken an die goldenen Eheringe lauter Goldstangen, die er mit Ursulas Vermögen erwerben wollte.

Handels-Spekulationen wogten wie Wellen in seiner Brust auf und nieder, und trieben um so freyer ihr Spiel, da sie sich nirgends an den Reizen und Eigenschaften der Geliebten brachen; er hätte sonst Ursula eben so gerne beerbt als geheirathet, und nur deshalb war sie ihm so werth geworden, weil er seit 20 Jahren sie und ihr Geld immer zusammen zu denken pflegte, so daß er es zuletzt gewohnt war, beynabe ganz von ihrem menschlichen Wesen zu abstrahiren, und nach seiner Idee den besten Theil von ihr, fürs Ganze zu nehmen. Er liebte sie wie einen gefüllten Geldbeutel, und das heißt für eine Seele, wie Goldmanns seine, wenig genug. Ursula hingegen, welche gerade in das Alter trat, wo, besonders bey alten Jungfern, sich das Irdische von dem Himmlischen zu unterscheiden pflegt, und wie die Stimme der Knaben, ehe sie zum Jüngling

reifen, zwischen Diskant und Bass, die Erdenlust mit der übersinnlichen Freude sich zu brechen pflegt. Ursula trat am Abend gedankenvoll in ihr Kämmerlein und sank mit schweren Sorgen in ihr weiches keusches Bett. Das mag wohl ein Wink des Himmels gewesen seyn, dachte sie; denn mag auch das Bild des seligen Stiefbruders sich gezeigt haben wo es will: es war doch immer sein Bild. Er starb ja selbst unverheirathet, und bereuete es noch auf seinem Todtbette. Er sagte mir alle Tage, ich mögte doch das Heirathen ja nicht versäumen. Ach! aber wen heirathe ich denn? Alle meine Freyer sind fort — der einzige alte Goldmann. — Ach, warum habe ich es aufgeschoben; der alte Goldmann, ist er doch so klapperdürre wie der Tod. — Sie schlief unter solchen ängstlichen Betrachtungen ein, und bey so aufgeregter Phantasie träumte sie die ganze Nacht, vom seligen Bürgermeister, von Hochzeit und Goldmann. Bald sah sie das Bild des seligen Stiefbruders in einer mächtigen Alongen-Perücke in Procession sich vorbebringen, und es rief ihr zu: Ursulchen heirathe bey Zeiten. Der arme

Mann klagte, daß sein Bild sich, wie bey den Vergleuten das Schurzfell, deshalb nur verkehrt präsentiren müsse, weil er unverehelicht gestorben. Goldmann sah sie dagegen wohl genährt und gleichsam verjüngt als Ehemann an ihrer Seite stehen; und von der großen Allongenperücke des Bürgermeisters hatten sich sogar einige Fragmente auf seinem, sonst mit dünnem Haar bepflanzten, Scheitel verloren: und ihr schien als hörte sie ihren verblichenen Stiefbruder von Kindern, die sie haben sollte, sprechen. Ursula erwachte, und der Traum war ihr nicht unangenehm. Goldmanns Bild, wie sie es im Traume erblickt hatte, stand so fest und lebhaft vor ihr, daß sie den wirklichen nur wie den Schatten jenes, den sie im Schlafe erblickt hatte, ansah; — älternde Jungfrauen halten ihre Traumgestalten gewöhnlich fester, als die Wirklichkeit, die sie umgiebt, der sie mehrentheils nicht viel Gutes zutrauen; und Ursula konnte sich, wann sie zweifelnd dachte, ob sie auch in der Ehe Kinder haben würde, des Trostspruchs gar nicht erwähren: „Der Herr ist auch im Schwachen mächtig.“ — Daß sie sich dabey etwas auf den

Bürgermeister, der sein Bild sogar ihrer Befehring geopfert, verließ, ist nicht zu widersprechen. Und als sie den Morgen aufstand, und Goldmann, der zu ihrem Bruder ins Komptoir eilte, begegnete, war sie es zuerst, die ihm einen freundlichen guten Morgen bot. Goldmann hatte mit dem Sonntagsrocke seine Ehestandsgedanken zwar größtentheils abgelegt und war nun ganz wieder einem russischen Rechenbrett ähnlich, wo sich Zahlen an Zahlen aber nicht Gedanken aneinander reihen lassen; doch erwiderte er freundlich den Gruß, und was am Montage schon sehr viel war — nahm sich sogar heraus zu wünschen, daß der gestrige Schreck zum Heil der Mademoiselle Ursula ausschlagen möge.

Der Rathsverwandte Lars, noch ganz entrüstet über die Beleidigung, die, wie er sagte, seiner Familie und dem ganzen Magistrat, dessen damaliger Chef der Bürgermeister Lars gewesen, wiederfahren, versäumte nicht vor dem versammelten Magistrate zu erscheinen, und, von einem Rechtsgelehrten begleitet, seine Klage gegen den armen

Thomas anzubringen. Der Stadtadvokat Avarus trat auf, und nachdem er, wie Thezeus, den Knäuel seiner Rede in einem Labyrinth von Definitionen zum langen Faden entwickelt und zuerst weitläufig auseinandergesetzt hatte, was eigentlich schwere Injurien wären, fing darauf an von gegenwärtigem Fall zu sprechen, und erzählte das Faktum, das schon der Leser kennt.

Wann, schloß er endlich, nach dem §. 9. Inst. und L. 7. §. 8. de Injur. eine der Obrigkeit wiederfahrene Beleidigung immer für eine schwere Injurie zu halten, welche Westphal im Kriminalrecht in der 78sten Anmerkung sehr richtig als eine öffentliche bezeichnet. Wann ferner jede symbolische Injurie als diejenige, so durch Mienen und Gebärden, durch Schnitzen und Malen, oder durch andere sinnliche Darstellungen exprimiret wird, eben so als eine solche zu schätzen, welche der Art. 110 der Peinl. Hals=Gerichts=Ordnung hochpeinlich verpönt; und wann endlich auch bey den Römern sowohl zur Zeit der freyen Republikken L. 1. C. de fam. libell. als auch zur

Zeit der Kaiser L. 7. §. 1. ad L. Aquil derjenige, so ein famosē Libell erfunden und wozu nach Brunquell de pict. famos. eine durch Bildwerk ausgedrückte Injurie ohnstreitig mitzuzählen, mit dem Tode bestraft wurde; als müsse auch in Casu, wo besonders sehr gravirliche Umstände eingetreten, maßen das Bild eines ehemaligen dirigirenden Bürgermeisters von dem Bootsknechte Thomas auf einem unehrbaren Theile seines Leibes gleichsam zur Schau getragen worden, ein hochnothpeinliches Verfahren ohnstreitig statt finden, und wollte Proponent es einem weisen hochrichterlichen Ermessen anheimstellen, ob in vorsehendem Falle, wo das Corpus delicti sich noch auf dem Leibe des Inhafteten befände, und also zu Tage läge, sofort von gerichtswegen gegen denselben mit summarischem und hierauf begründetem Spezial-Verhör verfahren werden, oder dem Rathsverwandten Lars, als welchem nach Stry. L. 11. §. 8. de injur. und L. 5. C. de his, qui accus. post. hiezü als Stiefbruder und Erbe ein unbestreitbares Recht zustände, förmlichst zu klagen auferlegt werden sollte.

Der Magistrat, welcher, wie natürlich, ob dieses unerhörten Frevels erschrock, und die Bildnisse seiner Glieder an einem solchen ambulanten pasquino geheftet zu wissen, für keine geringe Schmach der öffentlichen Würde hielt, beschloß jedoch weislich, sich vor allen Dingen durch den Augenschein von der Gewisheit des Corporis delicti zu überzeugen. Der Bootsknecht Thomas ward also vor Gericht gebracht und selbigem auferlegt, in dem Gerichtssaal auf und nieder zu gehen; und so wie er nur den Rücken wandte, riefen die Rathsglieder alle einstimmig: — „Der leibhafte selige Herr Bürgermeister Lars!“ — Thomas ward nun nach allen Regeln befragt, und nachdem er Alter, Stand und Lebensart richtig angegeben, machte er in Betreff seiner unglückbringenden Unterkleider folgende Geschichtserzählung:

In einem Hause, welches der Bürgermeister Lars vor vielen Jahren besessen, der Rathsverwandte Lars geerbt und nachher verkauft, und wo er, Thomas, jetzt als Bootsknecht diene, habe sich auf dem Boden ein altes großes Bild herumgetrieben, wel-

ches ohne Rahmen da gelegen und von Niemanden geachtet worden; mit Genehmigung seiner Herrschaft habe er das Bild für sich genommen, und, da er bemerkt, daß die Delfarbe das Wasser abhalte und die Leinwand noch ziemlich stark wäre, zu ein Paar Unterkleider verbraucht. Daß er dadurch irgend etwas Böses begangen, wisse er nicht und eben so wenig, daß das Gesicht, welches ihm der Schneider hinten gesetzt, eigentlich dem seligen Herrn Bürgermeister zugehört habe. Der Leser möge mir die Beschreibung der ferneren gerichtlichen Verhandlungen erlassen. Der Rathsverwandte Lars, der sich erst jetzt an das Daseyn des alten großen Gemäldes erinnerte, das er selbst auf dem Boden liegen lassen, und es lebhaft fühlte, wie nur seine eigene Schuld seinen seligen Bruder bis auf das Gesicht mit zerschnittenen Armen und Beinen reduzirt, und den allgemeinen Tadel fürchtete, daß er so wenig Achtung für das Andenken seiner Verwandten bewiesen, gab sich nun alle Mühe, die ganze Sache gütlich beizulegen. Es gelang ihm sehr leicht. Thomas erschien offenbar unschuldig und der Rathsverwandte erhielt

ohne Mühe, für wenig Thaler, das bekannte Corpus delicti, das er nun vorsichtig nach Hause tragen und in seinem Schlafzimmer aufhängen ließ. — Das Bild kam auf diese Weise, wie manches Land, zu hohen Ehren, nachdem es erst zerstückelt und besessen worden, und das Gesicht hatte, die Ohren und den halben Backenbart abgerechnet, welche im Schnitt verloren worden, nichts Wesentliches eingebüßt, vielmehr durch den Gebrauch, den man davon gemacht, einen Ausdruck von Milde und Sanftmuth gewonnen, den es früher nicht gehabt.

Ursula erfuhr die Entwicklung des gestrigen Räthfels, und der Gedanke, bis wie tief das Andenken ihres seligen Stiefbruders gesunken, rührte sie bis zu Thränen. Auch sie hatte sich in Lebensgröße malen lassen, und — Welch ein Gedanke für eine ehrsame Jungfrau — sah schon ihr Bild als Schurzfell oder auf ähnliche Weise verbrauchen. Nein, Kinder muß ich haben, es koste was es wolle! rief sie, und selbst um den Preis Frau Goldmann zu werden, schienen sie ihr nun nicht mehr zu theuer erkaufte. Bis zum

nächsten Sonntag, wo sie wußte, daß Herr Goldmann seine Bewerbung eben so wenig als jetzt seine Komptoirgeschäfte versäumen würde, wandelte sie täglich ins Schlafzimmer ihres Bruders, und wann sie den Vorsatz zu heirathen, sich lebhaft wiederholt hatte, so schien es ihr, als lächelte das zerschnittene Bild recht freundlich auf sie herab. Der Sonntag kam und Goldmanns Liebe erwachte wie ein verwünschter Prinz, dem es alle acht Tage nur einmal gestattet ist seine natürliche Gestalt anzunehmen. Auch er wandelte ins Schlafzimmer seines Patrons und besah die hängende Reliquie, als wollte er von ihr eine Ueberredungskraft hernehmen, die ihm nun zwanzig Jahr gefehlt hatte; er ging wirklich mit gestärktem Selbstvertrauen zu Ursula, die gerade wieder vor der Thüre saß. Mademoiselle haben es wills Gott nicht übersehen, wie es Dero Herrn Stiefbruders ansehnlichem Bilde ergangen, als welches dergestalt bankrott gemacht, daß keine 3 Prozent vom wahren Werthe übrig blieben, welches doch um so erschrecklicher ist, da selbst die Juden hiesigen Orts bey ihren Fallissements 10 Pro-

zent den Gläubigern zugestehen. Ehe also völlige Verfallzeit eingetreten, möge Mademoisell doch in sich gehen. Hat der Herr Bürgermeister nicht in seinem zerschnittenen Angesicht Ihnen einen Advisbrief zugesandt, und können Dieselben die Lehren, die gleichsam dem Bootsknecht in dorso gezeichnet worden, übersehen? Habe ich als Präsentant meines Herzens nicht zwanzig Jahre hindurch mich nicht bloß Ihrentwegen allen andern Kommerzen ent schlagen und bin bey nahe selbst außer Cours gekommen? Aber länger kann ich unmöglich Nachsicht geben, und wann Mademoisell die Valuta für meine Treu und Liebe nicht zugestehen, so bin ich entschlossen, selbige, sey es wo es sey, andertweitig zu beziehen. Ursula schreckte die letzte bestimmte Erklärung, die sie der Gefahr aussetzte, auch den einzigen dürren Reiß, aus dem sie durch Sorgfalt und Pflege noch einige Myrthenblätter zu locken hoffte, zu verlieren, und erklärte nun entschlossen: Da sogar Zeichen und Wunder geschehen, um sie dem jungfräulichen Stande zu entziehen, auch die seltene Treue, die nun schon — hier seufzte sie tief — 20 Jahre

angehalten, ihr Herz gerührt habe; so wolle sie nicht länger anstehen, den Geliebten mit Hand und Herz zu beglücken. Vorsichtig traten nun die beiden Liebenden ins Haus, um sich nicht auf der Straße zu umarmen, was sie da nicht für ganz schicklich hielten, ben einem Jawort aber doch eigentlich erforderlich war. Goldmann führte Ursula ins Zimmer und drückte sie hier zärtlich an sein Gerippe, und Ursula küßte ihm auf seiner Stirne, den ersten Flecken in dem reichlich gestreuten Puder.

Ursula rief ihren Bruder vom Mittagsschlaf auf, und mit vieler Selbstzufriedenheit betrachtete sie nun das hängende Heiligthum in seinem Zimmer; sie eröffnete ihm ihren gefaßten Entschluß, und ihre erste Bitte als junge Braut war, um das Geschenk des Heiligthums, das ihre Verbindung mit Goldmann so wunderbar geschlossen. Sie erhielt es. Die Hochzeit erfolgte bald, und das Bild des Bürgermeisters in seiner ihm durch den armen Thomas gegebenen Form, ward schön mit Baumwolle ausgestopft und in dem Schlafzimmer des jungen Ehepaars aufgehängt.

Vergleichungen soll Ursula mit der klapperdürren Gestalt ihres Eneherrn und der von Thomas noch eingedrücktten kraftvollen Form zuweilen seufzend angestellt haben, ob aber ihr sehnlichster Wunsch, Kinder zu haben, erreicht ward, darüber schweigt die Tradition, der ich diese Erzählung verdanke.

Ulrich Frenh. von Schlippenbach.

IV.

Bemerkungen über das türkische Reich.

(Aus dem Englischen.)

Das türkische Reich ist in Ansehung der Fruchtbarkeit des Bodens, der Annehmlichkeit des Klima's und der Bevölkerung, heut zu Tage das erste in der Welt. Auch ist es das erste in Ausdehnung, wenn wir diese nicht nach unbewohnten, unbeherrschten, und nur allein auf Landcharten bekannten Regionen abmessen, sondern die Anzahl der

Provinzen nach ihrem innern Werth und Wichtigkeit betrachten.

Das ungeheure Reich der Türken erstreckt sich ostwärts bis ans arabische, persische und kaspische Meer, westwärts aber bis an die Straße von Gibraltar, vor Alters die Säulen des Herkules genannt. Die Breite dieser Staaten ist ungefähr 1800 englische Meilen, und der ganze Umfang begreift den größten Theil der alten Welt in sich. Daher haben diese Regionen einen Werth, der noch zu den natürlichen und Handelsvortheilen hinzukommt, einen Werth, den die kultivirte Einbildungskraft dem literarischen Glanz der Vorwelt und den Szenen ertheilt, wo wir die Patriarchen des Menschengeschlechts, die griechischen Weisen und die Helden Griechenlands und Roms finden.

In Europa ist die Macht der Ottomanen über Bosnien, Servien, Bulgarien, Morea, Mazedonien, Albanien, Griechenland, Achaja und Thrazien verbreitet, desgleichen über die Inseln im Archipelagus, über Ne-

groponte, Skutari und andre angrenzende Länder.

In Asien besizen sie Arabien, Idumea, Assyrien, Phönizien, Syrien, Kapadozien, Trebisond, Bythinien, Paphagonien, Colis, Lyzien, Rhodis, Jonien, Pamphylien, Cilizien, Cypern, Taurus und einen Theil des alten Persiens.

In Afrika erstreckt sich ihre Herrschaft über Egypten, Lybien, Numidien, Mauritaniën, das Königreich Algier, einen großen Theil der Barbarey mit Tunis, Tripolis, Biserta und andern Dertern, desgleichen über zahllose Inseln im mittelländischen Meere. Die so berühmten Städte, Cairo, Babylon, Alexandria, Aleppo, Tyrus, Sidon und Damaskus erkennen die Oberherrschaft des Großherrn, und betrachten Konstantinopel mit ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit.

Diese weit ausgedehnten Staaten, die den reichsten und ehrwürdigsten Theil der Erde in sich begreifen, sind hintereinander sieben Mächten unterwürfig gewesen, die al-

le in der Waagschaale der Nationen das Uebergewicht hatten; den Assyrern, Medern, Persern, Griechen, Römern, Sarazenen und endlich den Türken. Die Länge der Zeit, während welcher diese beherrschten Völker einer jeden von jenen großen Regierungen gehorchten, ist ein schöner Gegenstand der Spekulation. Ein Vergleich von der Dauer der Reiche mit gehöriger Sachkenntniß und Fähigkeit gemacht, würde den politischen Untersuchungen ein weites Feld eröffnen.

Die Türken leiten ihren Ursprung von den alten Scyten ab, die wir jetzt mit dem Namen Tataren bezeichnen. Diese Nation zog sich in ihre Gebirge hinter dem schwarzen und kaspischen Meer, und zwar nachdem sie das Blut ihrer Feinde reichlich vergossen hatte. Sie widerstand der Macht der Perser, der Griechen und der Römer, und erhielt sich in ihrer Unabhängigkeit mitten unter dem Umsturz der größten Reiche. Einige Fakta, die von alten Schriftstellern, besonders vom Herodot angeführt werden, geben zu erkennen, daß es eben dieses wandernde Volk war, das in alten Zeiten Ein-

fälle in Asien that; das zu verschiedenenmalen die griechischen Besitzungen überschwemmte, Italien angriff, und zuletzt das römische Reich umstürzte. Diese Scyten strömten aus ihren hyperboreischen Wohnungen an den Grenzen des Kaukasus in abgesonderten Horden hervor; sie erkannten keinen Anführer im Kriege, sondern fielen bloß schaarenweise in die benachbarten Länder, um zu plündern. Sie griffen selbst die tapfersten Nationen an, und nachdem sie Pontus und Kappadozien erobert hatten, so ließen sie sich endlich in Natolien oder Kleinasien nieder. Hier wohnten sie, als Muhamed, nachdem er Arabien, Syrien und Egypten erobert hatte, den Sitz seines Reichs in Damaskus aufschlug. Die Sarazenen dehnten nun ihre Macht auf allen Seiten aus, die Türken traten in ihre Dienste, als Soldaten, und nahmen die Lehre Muhameds an.

Da nun der Enthusiasmus der Religion zu ihrer natürlichen Tapferkeit hinzukam, wurden die Türken unüberwindlich, und als das sarazenische Reich abnahm, brachten die Kriegstugenden dieser Miethsoldaten sowoh-

die Länder ihrer gebietenden Fürsten, als die feindlichen unter ihr Joch. Gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts wurden alle Anführer dieser kriegerischer Schaaren gezwungen sich der Macht Ottomanns zu unterwerfen, dem Sohn eines gemeinen Soldaten, dessen Nachkommen noch heut zu Tage den türkischen Scepter führen. Der Nachdruck bey einer ungetheilten Regierung machte die Türken nunmehr furchtbarer, wie jemals. Ihre Eroberungen vermehrten sich mit großer Schnelligkeit. Sie brachten das griechische Reich unter ihre Bothmäßigkeit, und namen 1453 Konstantinopel ein. Der kriegerische Geist, durch den Enthusiasmus angeflammt, fuhr nach dieser denkwürdigen Begebenheit noch fast dreyhundert Jahre fort sich zu zeigen; allein moralische Ursachen sind noch mehr als physische der Veränderung unterworfen. Die Tapferkeit sowohl als der Religionseifer geben endlich dem Einfluß eines wollüstigen Klima's nach. Die Leidenschaften ganzer Völker sowohl, als einzelner Menschen, erkalten durch die Zeit; der Einfluß des Himmelsstrichs aber ist beständig.

Die Türken sind jezo ein träges, unweisendes, mürrisches und brutales Volk. Da die Grundlage ihrer Regierungsform nachgegeben hat, so ist die Regierung selbst ohnmächtig geworden. Ihre Herrschaft über die entfernten Provinzen ist mehr Titel als Wirklichkeit. Vereinigungen unter den Statthaltern, den Bassen und Beyn, verursachen, daß man den Befehlen des Großsultans trotzt. Wenn man daher Verdacht auf sie wirft, oder sie Anlaß zum Ungehorsam zeigen, so räumt man sie aus dem Wege, aber nicht bey hellem Tage, durch einen öffentlichen Befehl, sondern durch heimliche Ermordungen. Dieses Gemisch von Despotismus, Verräthereyen und Grausamkeiten, ist ein Gemälde der türkischen Regierung. Ungeachtet die Türken die schönsten und reichsten Länder der Welt besitzen, leben sie doch in beständigen Kriegen mit ihren Nachbarn, und auch unter einander selbst. Die barbarischen Seeräuber haben noch Muth genug, die sogenannten Ungläubigen anzugreifen, dagegen die europäischen und asiatischen Türken alle Streitigkeiten mit den Christen vermeiden, und sich lieber unter einander her-

umbalgen. Von dem Sultan an bis zu dem geringsten Janitscharen sieht man nichts als Scenen von Erpressungen und Raub. Der Stärkere unterdrückt immer den Schwächeren. Gerechtigkeit und Menschlichkeit sind ganz durch die Tyranney verdrungen worden. Die Lehre der Prädestination, die sich so gut mit einem trägen Klima und der despotischen Gewalt verträgt, kommt der natürlichen Geisteschlafheit der Türken zu Hülfe, und lehrt sie ihre Hälse unter den seidnen Strick zu schmiegen, um dem Willen des Allmächtigen zu gehorchen.

Das türkische Reich ist jezo in einem Stand der Ruhe, der gewöhnlich ein Vorbote der Thätigkeit und Energie eines neuen Tages zu seyn pflegt. Es ist ein Boden, der zwar unfruchtbar scheint, allein für die Zukunft eine reiche Beute verspricht. Der Einfluß des Klimas, in Verbindung mit einer freyen Regierungsform, wird in künftigen Zeitaltern einen andern Archelaus, einen andern Pythagoras, und einen andern Aristoteles erzeugen. Wenn die Kenntnisse der jetzigen Zeit zu solchen neuen Erfindungen

gefügt werden sollten, welche große Fortschritte in den Wissenschaften wären sodann nicht von einer so glücklichen Vereinigung der Umstände zu erwarten.

Wiederholte aber fruchtlose Bemühungen, die Kriegskunst und europäische Disciplin unter den Türken einzuführen, zeigen, wie schwer es ist Verbesserungen in einem Staat*) anzubringen, der seinen alten Sitten und Gebräuchen blindlings anhängt. Die Religion muß hier erst mit sammt den Wurzeln ausgerissen werden, bevor an eine Kultur unter den Türken zu denken ist; aber mit ihrer Religion würden sie wahrscheinlich auch ihre Nationalexistenz verlieren.

*) Der türkische Staat befindet sich in einem so schwachen Zustande, daß seine Auflösung höchst wahrscheinlich nicht ferne ist.

V.

Versuche und Erfahrungen.

Folgendes ist eine Untersuchung, welche nicht Begebenheiten einzelner Länder, oder vorübergehende Einrichtungen, sondern welche die ganze Erde und stets dauernde Naturgesetze betrifft.

R.

„Versuche über das Gesetz des Falles,
 „über den Widerstand der Luft, und
 „über die Umdrehung der Erde: nebst der
 „Geschichte aller frühern Versuche, von
 „Galiläi bis auf Guglielmini. —
 „Von Joh. Friedr. Benzenberg.
 „Dortmund 1806. 8.“

Ein reichhaltiges, gründliches, unterrichtendes Werk, welches nicht nur eigentliche Naturforscher mit Vergnügen lesen werden, sondern, welches auch manchem andern Wissbegierigen unterhaltend seyn kann. — Den Anlaß zu den Versuchen des Hrn. Ben-

zenberg, jetzigen Professors am Gymnasium zu Düsseldorf, gab die beträchtliche Höhe und vorzügliche Einrichtung des hamburgischen hiebey auch abgebildeten Michaelsthurms, darauf ihn Herr Doktor Hörner aufmerksam machte, da sie eine ununterbrochene Fallhöhe von 340 Fuß darbietet. Er beschreibt die Bauart desselben, und, wer Verdienste schätzt, wird sich freuen, hier noch die sinnreiche, kühne und geschickte Anwendung der Kunst des Baumeisters Sonnin von einem Manne gerühmt zu finden, der den Verstorbenen nie gesehen hatte. Von Sonnin's Leben und verschiedenen der von ihm ausgeführten Werke steht hier zugleich eine kurze Nachricht. Auf diesen Thurm Sonnins begab sich also der Hr. Professor B. mit einer von der Göttinger Sternwarte erhaltenen Terzienuhr, und machte dort eine beträchtliche Reihe mühsamer Versuche über die Fallzeit schwerer Körper, über den Widerstand der Luft, und über die Abweichung des Falles von der Lothlinie. Wer denn aber etwa meynt, daß es nur eine einfache und leichte Sache sey, eine Höhe zu messen, den wird es vergnügen hier die Sorgfalt

zu sehen, welche bey Bestimmung der Höhe von den verschiedenen Absätzen im Thurm, mit der Schnur, mit Silberdrath, mit Pendelschwingungen und mit dem Barometer angewandt worden. Außerst genau ist das Verfahren bey Berichtigung der Uhr, der Magnetnadel, und bey Berechnung des Pendels. Im höchsten Anhängpunkte war die Länge desselben bey 339 Pariser Fuß und die einzelnen Schwingungen dauerten 10,513 Sekunden. Das hamburger Sekundenpendel nahm Hr. B. zu 440,75 Pariser Linien an.

Die Pohlhöhe des Thurms hatte Doktor Hörner 53 Grad, 32 Min. 40 Sek. und die geogr. Länge von Ferro 28°, 15' gefunden. Bey der Schätzung nach dem Barometer sind die verschiedenen Formeln von Meyer, de Luc und Kramp verglichen. Hr. B. giebt ihre Abweichung von der Messung an, und schlägt vor, wie die Beobachtungen darnach genauer zu machen wären. Zur Einleitung über die folgenden Versuche finden wir jedesmal lesenswürdige Kapitel eingerückt, in welchen die Geschichte dessen,

was zuvor in dieser Hinsicht gelehrt oder versucht worden ist, mit Beurtheilung vorgetragen wird. Zuerst nämlich, was des Galiläi gefundenes Gesetz der Beschleunigung des Falles betrifft: dann die besonders wichtige Betrachtung des Widerstandes der Luft, welcher diese Beschleunigung aufhält. Hr. B. hat desfalls in verschiedener Höhe im Thurm Versuche angestellt; auch im Nachtrage zu gegenwärtiger Schrift Huttons Beobachtungen angeführt, und die Erfahrung mit der Berechnung auf dem Quadrate der Geschwindigkeit verglichen. Er sagt aber, daß man noch wenig Bestimmtes über eine gewisse Regel dabei hätte ausmachen können, und noch eine große zweckmäßig geordnete Reihe von Versuchen dazu anstellen sollte. Nun kommt die Geschichte der Lehre von Umdrehung der Erde. Zuerst, wie Copernicus das verjährte Vorurtheil zu widerlegen unternahm, welches sich die Erde als unbewegt in der Mitte stehend, und alle Himmelskörper, als sich um dieselbe herumwälzend dachte; wie man ihm damals (1543) noch widersprach, und wie sogar Galiläi, der das Copernikanische System behauptete,

1632 vom blinden Unsinn, mittelst Ausspruchs von sieben Kardinälen, als der Kezerey schuldig, verdammt, und gezwungen ward, knieend zu schwören, daß er es nicht glauben wolle; davon die Urkunde zum Vergnügen der Leser hier eingerückt ist. Aber Galiläi, sagt man, stampfte als er aufstand mit dem Fuß die Erde und murmelte zwischen den Zähnen die Worte: „e pur si muove!“ (und doch drehet sie sich.)

Die Uebereinstimmung jenes Lehrbegriffs mit der Natur leuchtet indessen, ohngeachtet der Aussage des Tycho, mehr und mehr hervor, und nun wollte man nur den Erfolg der Umdrehung durch Erfahrung von fallenden Körpern darthun; weil nämlich ein Punkt, der dem Mittelpunkte der Erde näher ist, einen kleinern Zwischenraum bey der Bewegung beschreibt, als ein anderer, der weiter davon entfernt ist, so rechnete man, daß eine Kugel, welche von einem hohen Anhängpunkte losgelassen wird, und welcher also die geschwindere Bewegung mitgetheilt war, weiter nach Osten hinfallen würde, als das Loth, welches von jenem

Anhängepunkt auf den Boden herab hängt. Newton hatte schon 1697 dergleichen vorgeschlagen, und es wurden an verschiedenen Orten Versuche darüber angestellt, sogar äußerst gefährliche mit gerade aufwärts geschossenen Kanonenkugeln, dabey keiner der Umstehenden seines Lebens sicher war, indem die Kugeln mit der schrecklichsten Geschwindigkeit bey 2000 Fuß von der Kanone, die eine südlich, die andre östlich, niederschloß. Ausführlich aber beschreibt Hr. B. die Versuche, welche Guglielmini 1771 zu Bologna auf dem Thurm degli asinelli, welcher hier, so wie auch die Vorrichtung zu den Versuchen, abgebildet ist, in einer Fallhöhe von 240 Fuß, und Fallzeit 4 Sek. 4 L. angestellt hat, da sie, selbst wegen der dabey angewandten außerordentlichen Sorgfalt und Genauigkeit, besondere Aufmerksamkeit verdienen. Es fand sich eine Abweichung der gefallenen Kugel vom Lothe, nach Osten 7,4 und nach Süden von 5 Linien. Aber nachher ward doch ein Fehler im Beobachten entdeckt, den Guglielmini selbst in einem Briefe an den Verfasser eingesteht, und also ward auch durch diese schönen Versuche nichts

entschieden. Herr Professor B. entschloß sich also auf dem oben erwähnten hamburgischen Michaelisthurm neue Versuche anzustellen, und es ist sehr unterrichtend für einen, welcher dergleichen unternimmt, zu bemerken, wie viel Vorsicht, Mühe und Genauigkeit solche ausser der Studierstube anzustellende Versuche erfordern, und welche Schwierigkeiten dabey in den Weg kommen können. Die Höhe von 340 Fuß mußte er vorbey gehen, weil der Luftzug dort zuviel Störung verursachet hätte, und sich mit 235 Pariser Fuß begnügen. Hier fand er nun aus Vergleichung von ein und dreyßig sorgfältig angestellten Versuchen das Mittel genommen, vier Linien Abweichung der gefallenen Kugeln nach Osten, und $1\frac{1}{2}$ Linien nach Süden. Die Berechnung, welche Hr. D. Gauß in Braunschweig und Hr. D. Dillberg in Bremen darüber gaben, stimmt mit der östlichen Abweichung fast gänzlich überein: nach Süden aber, urtheilen sie, müßte keine Statt finden, wiewohl D. Hook in London, Guglielmini in Bologna auch südliche Abweichung beobachtet hatten. Unverdrossen bey seinem Vorhaben unternahm

es nun der Herr Professor, mit vieler Beschwerde und Gefahr, auch unter der Erdoberfläche Versuche anzustellen. Er fand dazu Gelegenheit in einem Kohlenschachte in der Grafschaft Mark, wo er eine Fallhöhe von 262 Pariser Fuß vor sich hatte, und glaubte, die Bewegung der Kugeln würde daselbst weniger als in Thürmen gestört werden. Allein der starke Luftzug im Schachte und das hineintröpfelnde und umherspritzende Tagewasser brachten so beträchtliche Hindernisse mit sich, daß ihnen Hr. B. mit aller Mühe, und mit den hier beschriebenen Vorrichtungen, nicht ganz abhelfen konnte.

Dennoch fand sich bey neun und zwanzig Versuchen, im Mittel gerechnet, ein Ueberschuß in der Abweichung nach Osten, welcher der Rechnung von 4,6 Linien bis zu einer halben Linie nahe kam, da sie nämlich 5,1 Linie betrug. Hr. B. fügt hier ein Verzeichniß der tiefften Gruben in Europa bey, so wie er oben von der Höhe der vorzüglichsten Thürme gethan hatte. Zu Versuchen wie die seinigen hält er die schönste Gelegenheit, in Paris in der Kuppel des Pantheons,

und in der Kuppel des Doms der Invaliden zu seyn, wenn man nämlich die Peterskirche in Rom ausschließen muß. Es sind noch ein Paar lesenswürdige Abhandlungen angehängt. Erst eine gelehrte Untersuchung der Frage: ob sich bey den Alten schon eine Vorstellung von der Weltordnung gleich der Copernikanischen finde? Es zeigt sich aber aus allen Stellen der Schriftsteller, die Hr. B. hier zusammen getragen hat, daß vor dem Copernikus keiner sich einen eigentlichen Begriff davon gebildet habe, ohngeachtet Ein und Anderer eine Vermuthung von einer Bewegung oder Umdrehung der Erde geäußert hatte, und also der Sache nahe gewesen zu seyn schiene. Merkwürdig ist es nämlich, wie Menschen sich oft mit einer verwirrten Vorstellung, ohne Zusammenhang oder deutliche Anwendung auf die Erscheinungen, behelfen können. Eben so ging es mit der Vorstellung von einer Bewegung des Blutes, ohne daß man von Harvey auf die eigentliche Beschaffenheit des Umlaufs dachte, und so spricht man noch oft von örtlichen Spuren der Eindrücke im Gehirne, die doch, welcher Art sie auch

seyn möchten, die Erscheinungen der Erinnerung keinesweges zu erklären helfen könnten. Eine andere Untersuchung betrifft das französische Meter. Bekanntlich hatte man nämlich in Frankreich versprochen, ein allgemeines Maaß für alle Völker der Erde zu bestimmen, und zu dem Zwecke den außerordentlichen Gedanken verfolgt, dieses in der Maaße des Meridian-Quadranten von Paris zu finden, davon der Meter das zehnmillionste Theil seyn sollte. Aber die verschiedentlich angestellten Gradmessungen, und manche Hindernisse in der Ausführung, ließen, wie hier dargethan wird, dieses Maaß so schwankend, als es die Konstitution selbst war, unter welcher es beschlossen ward. Hr. B. schlug daher in der Einleitung gegenwärtigen Werkes vor, lieber die Länge der Erdaxe zur Grundmaaße zu nehmen, und gab verschiedene Verfahrensarten an, wie diese berechnet werden könnte.

Allein, wenn auch irgend eine solche Messung und Berechnung so genau gemacht werden könnte, daß uns kein Zweifel an der Richtigkeit derselben übrig bliebe: wäre das

mit denn das Versprechen erfüllt, ein allgemeines Maaß für alle Völker der Erde zu haben? Wir unsers Orts können es doch nicht nachmessen: wir müßten also das anbefohlene Nichtmaaß, nach wie vor, aus Paris verschreiben, und dann bliebe immer dieselbe Unbestimmtheit, welche aus der Verschiedenheit der Materie, auf welcher der Maaßstab bezeichnet ist, der jedesmaligen Temperatur, und der Nachlässigkeit des Künstlers entspringt, und auch bey Anwendung des neuen französischen Meters bemerkt worden ist. Wäre es demnach nicht dienlicher, zu jenem wünschenswerthen Zwecke, wie schon ehemals der große Meßkünstler Huygens vorgeschlagen hat, die Länge des Sekundenpendels anzuwenden. Der Einwurf, daß diese unter verschiedenen Breiten verschieden wäre, ist von keiner Bedeutung. Zum allgemeinen Nichtmaaße könnte ja die Länge des Pendels unter der Linie genommen werden. Wie sich diese zu dem Pendel unter verschiedener Polhöhe verhalte, ist bekannt, und überhaupt beträgt der Unterschied selbst unter hohen Breiten, z. B. in Petersburg, auf die Länge von drey Fuß nur ein

Paar Linien. Es könnte also durch das Sekundenpendel an jedem Orte das allgemeine Maas in der That unmittelbar bestimmt werden, welches auf anderm Wege schwerlich zu erhalten seyn möchte.

R.

VI.

Die Haare.

Die ältesten Deutschen hielten lange, seideweiche, sanftgelockte, goldgelbe Haare für die schönsten und natürlichsten Zeichen eines hohen Herzens und Geistesadels. Von dem gelben Haar *) wurden die dänischen und sächsischen Helden die Schönhaarigen genannt. In einem alten Liede hieß es von Wittekind, Herzog der Sachsen: **)

*) Nach dem neuen Götting. Hist. Magazin II. Bd. S. 460. ff.

**) Winkelmann Notit. Vet. Saxon. p. 185.

Schön gelb und klar
 fein krauses Haar
 zu sehen war.

Daher entstand die Redensart: Um deiner gelben krausen Haare willen! und die Artigkeit Jungfrauen Bräutigame mit gelben Haaren zu wünschen.

Unter den deutschen Völkern gab die Art das Haar zu tragen, den Unterschied des Standes an. Könige und Edle trugen ihr Haar anders als Gemeine, Freye anders als Knechte, Frauen anders als Jungfrauen. Schönes, langes Haar nannte man unter den Angelsachsen adeliches Haar. Abgeschnittenes Haar trugen nur die gemeinen Leute. Die verheiratheten Frauen, die nicht zu dem gemeinen Volke gehörten, trugen ihre Haare, zum Zeichen ihrer freyen Geburt, lang, in Falten um den Kopf gelegt, die Jungfrauen ließen ihre fliegen, oder in langen Flechten den Rücken hinabhängen, und ihre Gesetze nannten sie: freye lockbare Frauen und Jungfrauen. Nur in fliegenden Haaren konnten Jungfrauen einem Manne angetraut werden.

Wilhelm, Erzbischof von Rouen, erklärte den langen Haaren in Frankreich zuerst den Krieg. - Er brachte es 1096 auf einem Konzilio dahin, daß man den Schluß faßte: wer lange Haare trage, solle während seines Lebens von der Kirche ausgeschlossen seyn, und nach dem Tode solle nicht für ihn gebetet werden. Der Erzbischof Anselm in England zeigte die Verdammlichkeit der langen und lockigen Haare mit einer solchen hinreißenden Beredsamkeit, daß die jungen Hofleute selbst ihre schönen Locken und Haare abschnitten.

Die Königin Elenora schalt ihren Gemal, R. Ludwig VII. von Frankreich, seiner abgeschnittenen Haare wegen, einen Mönch, und bot ihm eine Ehescheidung an. Sie fand das lächerlich und mehr als weibisch.

Die deutschen Damen hielten stets auf schönes langes Haar; in der Heraldik nannte man es „zu Felde fliegend;“ die Dichter nannten es wallend, strömend, die Maler schmückten ihre Even mit fliegenden Haaren,

und wenn eine schöne Liebesgöttin dem Meere entstieg, rang sie ihre langen schönen Haare aus.

VII.

N a t u r g e s c h i c h t e.

Alle Extreme bringen ähnliche Wirkungen hervor.

Wir wagen unsern Lesern zu Erweisung dieses sonderbar scheinenden und wenig bekannten Satzes einige Beobachtungen vorzulegen.

1) Kälte und Wärme verursachen beyde eine gewisse Verdünnung der Körper, Ausdünstung, Crystallisation, Krebs, Trockenheit der Luft und der Erde, Verminderung der periodischen Krankheit des andern Geschlechtes, Erhaltung todter Körper, der Pflanzen Erstarrung und Erschlaffung. Kleine Leute und Schwarze finden sich nur in den ganz kalten und warmen Ländern. Man erhält

gleicherweise durch große Hitze und Kälte die brennenden Geister aus den gegohrnen Flüssigkeiten. Die nämlichen Unordnungen werden im Pflanzenreich durch große Kälte und Wärme verursacht. Es giebt Umstände, unter welchen starke Hitze und Kälte gefährlich sind. Ingleichen bewirken sie die Hervorbringung in den drey Reichen der Natur, und sind wiederum die großen Zerstörer derselben.

2) Zu starkes Licht verblendet und verhindert uns eben so sehr die Gegenstände zu sehen, als Mangel des Lichtes oder Dunkelheit.

3) Unser Auge kann eben so wenig einen zu kleinen Gegenstand, als alle Theile eines zu großen fassen.

4) Ein zu großer oder kleiner ist gleich schwer zu erkennen.

5) Töne, die weniger als $12\frac{1}{2}$ und mehr als 6400 Schwingungen in einer Sekunde machen, sind unhörbar.

6) Zu dicke und zu dünne Luft sind beyde an Thieren tödtlich.

7) Zu große Trockenheit oder Nässe schaden dem Fortgang der Vegetation.

8) Doktor Percival behauptet Krankheiten aus Mangel und Ueberfluß von elektrischer Materie.

9) Eine Feder verliert ihre Federkraft durch zu schwache und starke Spannung.

10) Stinkende und angenehme Gerüche betäuben beyde.

11) Der Körper leidet so sehr durch zu große Enthalttsamkeit als durch Unmäßigkeit.

12) Hunger und übermäßige Ueberladung mit Speisen sind tödtlich.

13) Zu viel und zu wenig Bewegung schaden der Gesundheit.

14) Wenn man die Leibesübungen über-

treibt, oder solche wählet, die dem Alter nicht angemessen sind, so leidet der Körper; eben als wenn man denselben zu sehr unthätig läßt, die Theile können sich nicht entwickeln.

15) Zu viel Getränke schadet der Verdauung so sehr als dessen zu sparsamer Gebrauch.

16) Es ist bekannt, daß eine mäßige Bewegung die Verdauung überaus befördert. Der Magen wird sanft erschüttert, sie vermehrt die innere Hitze und stärket die Theile. Die Bereitung des Chylus gehet besser von Statten; zu viel Ruhe hindert alles dieses, und übertriebene Bewegung dergleichen.

17) Gänzliche Enthaltung und Uebermaße in körperlicher Liebe haben gleiche traurige Folgen.

18) Der Gebrauch des Eiswassers verursacht Deffnung, treibet den Urin und macht Schweiß; Würkungen, die auch sehr heißes Wasser hervorbringt.

19) Unordnung und zu viel Regelmäßigkeit in der Lebensart schwächen.

20) Kinder und Greise sind schwach; erstere, weil sich ihr Körper noch nicht ganz entwickelt hat, die andern, weil die Federn der Maschine durch das Reiben abgenutzt worden und ihre Schnellkraft und Spannung verloren haben. Sie sind leichtgläubig, furchtsam und leicht zu betrüben; ein Nichts belustigt sie, und ihre Gedanken haben wenig oder keinen Zusammenhang, beyde essen wenig &c. Noch unzählige Beweise der Analogie zwischen Kindheit und Alter ließen sich anführen.

21) Im männlichen Alter ist der Mensch am größten, in der Jugend am kleinsten, und im Alter nimmt er wieder ab; weil die Theilchen der Knochen sich mehr zusammenziehen und gedrängter werden.

§ — §.

(Die Fortsetzung folgt.)



VIII.

Hauptartikel des Friedens von Tilsit.

Preussisch Polen ist dem Könige von Sachsen gegeben worden, der zu seinen andern Titeln den Titel eines Herzogs von Warschau hinzufügt. Eine Konstitution wird die Freyheiten und Privilegien der polnischen Nation bestimmen.

Die Grenze Rußlands nach der Seite von Polen ist bestimmt und ratifizirt, und eine Volksmenge von ungefähr 100,000 Seelen sind mit Rußland vereinigt worden.

Das Hessen-Kasselsche, das Braunschweigische und alle Länder, welche der König von Preußen auf dem linken Elbufer hatte, bilden mit Einschluß von Magdeburg, das Königreich Westphalen. Der Prinz Hieronymus, Bruder des Kaisers, ist als König von Westphalen anerkannt.

Danzig mit einem Territorium von zwey

Meilen um diese Stadt, ist unter dem Schutze des Herzogs von Warschau für eine freye Hansestadt erklärt.

Schlesien, Alt-Preußen und alle preussische Länder bis an die Elbe sind an den König von Preußen zurückgegeben.

Der König von Preußen entsagt allen Präensionen, Territorial-Successionen u. die er auf deutsche Staaten haben kann.

Alle Fürsten der Rhein-Conföderation sind anerkannt, so wie alle Verfügungen, die der Kaiser Napoleon in Hinsicht der Besitzungen machen möchte, die in seinen Händen verbleiben.

Dem getwesenen Churfürsten von Hessen, dem Fürsten von Dranien und dem Herzog von Braunschweig sind Pensionen angewiesen.

Die Herzöge von Mecklenburg und von Sachsen-Koburg sind in den Besitz ihrer Staaten wieder eingesetzt.

Kaiser Napoleon wird zu Wiederherstellung der guten Harmonie zwischen der Pforte und Persien mit Rußland seine bona officia beytragen.

Im Juny: Heft ist zu verbessern.

- Seite 200 Zeile 8 statt: das, lies: daß.
 — — — — — Verschönerung lies: Verschöpfung. Für 2c.
 — 201 — 2 — auch lies: doch.
 — 206 — 7 — das — daß.
 — 210 — 16 ist zwischen Anwesenden und ausfallen das Wort: haben, ausgelassen.

Nordisches Archiv.

Monat September

1807.

Riga,

in der Expedition des nordischen Archiv's.

Das nordische Archiv erscheint in monatlichen Heften. Drei Hefte machen ein Bändchen, und zwölf einen Jahrgang aus, dessen Preis zu 10 Rubel bestimmt ist.

Die Hauptexpedition für ganz Rußland hat das -Kaiserl. Gouvernements-Postamt in Riga übernommen. Aus umliegenden Gegenden wendet man sich directe an die Verlags-Handlung selbst. Zweckmäßige Beiträge werden unter derselben Adresse eingesandt und wie bisher nach Kräften honorirt.

Riga, im September
1807.

Die Expedition des N. N.

Inhalt.

	Seite.
I. Etwas von den Germaniern oder alten Deutschen. (Beschluß.)	145
II. Zur Geschichte der Belagerung von Breslau.	163
III. Berichte des Generals von Bennigsen über die Schlacht bey Friedland und seinen Rückzug.	184
IV. Neuerfundene Kunst, Verzierungen und Figuren aus Holz zu gießen.	189
V. Naturgeschichte. Fortsetzung der Extreme und ihrer Verwandtschaft.	199
VI. Ursprung der Elektrizität.	202
VII. Andreas Koye.	205
VIII. Berichtigung.	208

Nordisches Archiv.

Monat September 1807.

I.

Etwas von den Germaniern oder
alten Deutschen.

(B e s c h l u ß.)

Auch im Tanzen wurde die deutsche Jugend unterrichtet. Aber dieser Tanz entsprach ihrer Neigung zum Kriege. Nackende Jünglinge sprangen zwischen bloßen Schwerdtern und geworfenen Lanzen herum. Durch Uebung hatten sie dieses Spiel zur Kunst erhöht, und es fiel schön in's Auge. Gleichwohl war nicht Gewinnst, sondern nur das

Vergnügen der Zuschauer der Preis, den diese kühnen Tänzer zu erringen suchten. Diese Waffentänze waren die einzige Art ihrer Schauspiele.

Bis ohngefähr ins zwanzigste Jahr ging die deutsche Jugend nackend; erst dann wurden ihr Kleider gegeben. Aber Waffen durfte der Jüngling nicht eher tragen, bis sein Volk ihn dazu tüchtig erkannte. Alsdann wurde ihm in der öffentlichen Versammlung, wo ihm sein Vater, oder ein naher Verwandter, oder einer von den Fürsten Schild und Lanze gab, wehrhaft gemacht. Dies war die erste Ehre, die dem Jünglinge wiederfuhr. Aus einem bloßen Mitgenossen seines väterlichen Hauses ward er nun ein Mitglied der Republik. Er wurde unter die Kriegsgefährten eines Fürsten aufgenommen, oder er zog, wenn seine Völkerschaft des Friedens genoß, zu einer andern im Kriege verwickelten Nation, um seine Waffen zu versuchen. — Bey einigen deutschen Völkern, vorzüglich bey den Ratten, war es Sitte, daß der wehrhaft gemachte Jüngling sich nicht eher den Bart abnehmen

durfte, bis er einen Feind erlegt hatte. Auch mußte er bis dahin einen eisernen Ring tragen. Sie eilten daher, diese Merkmale, die sie für unrühmlich hielten, mit rühmlichen zu verwechseln. — War ein Deutscher so unglücklich, ohne Schild aus dem Gefechte zurückzukommen, so war er ehrlos.

Gastfrey waren die alten Deutschen in einem so hohen Grade, daß sie es für ein Verbrechen hielten, jemand, wer er auch seyn möchte, die Thür zu verschließen. Jeder Gast war ihnen willkommen; mit Freuden führten sie ihn unter ihr Dach, und mit vollem Herzen theilten sie ihren Reichthum, oder ihre Armuth mit ihm. Fehlte es ihnen an Vorrath, so führten sie den Gast unangesündigt in die Wohnung eines ihrer Nachbarn; dieser nahm den Gast mit Freuden auf, und dankte dem, der ihm denselben zugeführt hatte, daß er ihn vorzüglich vor den andern Nachbarn erwählt hätte, den Gast zu beherbergen.

Die gute Aufnahme war noch nicht alles. Der redliche Deutsche hielt es für

Pflicht, einen jeden, der in sein Haus eingekehrt war, aus welcher Ursach er es auch gethan haben mochte, zu beschützen, so lange er bey ihm verweilte. Verließ er seinen Wirth, so konnte er sich ohne Scheu das, was ihm in dessen Hause gefallen hatte, zum Geschenk ausbitten, und gewiß versichert seyn, daß es ihm nicht abgeschlagen wurde. Hatte aber auch der Fremde etwas bey sich, das dem Wirthe gefiel, so bat dieser es sich aus, und erhielt es. Ueberhaupt hatten sie an Geschenken eine Freude. Sie rechneten sie aber niemand, dem sie sie ertheilten, an, und glaubten auch dem, von dem sie sie annahmen, keine Verbindlichkeit schuldig zu seyn.

Die Redlichkeit und Treue der alten Deutschen ging so weit, daß sogar die stolzen Römer den Ausdruck: *germana Fides*, als ein Sprichwort gebrauchten.

Das Geld war ihnen bey der einfachen Lebensart, die sie führten, unbrauchbar. Ihr Land brachte alles, was sie nöthig hatten, reichlich hervor. Alles Ausländische hielten

sie für entbehrlich. Sie lernten es indessen in den zunächst am Rhein gelegenen Gegenden von den Römern kennen und gebrauchen, und bedienten sich daher auch in der Folge desselben. Die aber tiefer im Lande wohnten, blieben bey ihren alten Sitten, und vertauschten bloß eine Sache gegen die andere.

Etwas Erhebliches nahmen die Deutschen nicht vor, ohne die Götter vorher um Rath zu fragen. Die gewöhnlichste Art, die Zukunft zu erforschen, war das Loos. Man schnitt eine Ruthe von einem Obstbaum in kleine Stäbchen, bezeichnete diese mit gewissen Merkmalen, und warf sie aufs Ohngefähr auf ein ausgebreitetes Gewand. War es nun die Frage, die den Staat betraf, so nahm der Priester, nachdem er vorher gebetet hatte, zu drey verschiedenen Malen eins von den Stäbchen auf, wobey er die Augen gen Himmel richtete, und die Frage entschied. Die auf den Hölzchen befindlichen Zeichen und die Lage, in welche sie gefallen waren, bestimmten diese Entscheidung. Ging die Frage eine Privatperson, oder eine Fa-

milie an, so that dieses der Hausvater. Waren die Zeichen unglücklich, so wurde die Sache, von welcher die Rede war, auf den Tag nicht vorgenommen; waren sie günstig, so mußte das Loos doch erst durch Ausspielen bestätigt werden. Die Deutschen beobachteten sowohl als die Römer den Flug der Vögel. Sie schrieben den Vögeln keine Kenntniß der Zukunft zu; sie glaubten aber doch, daß die Götter, um dem kurzſichtigen Sterblichen in wichtigen Fällen die Zukunft zu entdecken, den Flug der Vögel auf diese oder jene Art lenkten. So viel ist gewiß, daß ihnen die Vorbedeutungen, die sie aus dem Fluge und Gesange der Vögel nahmen, heiliger und zuverlässiger schienen, als diejenigen, die ihnen das Loos angab. Bey den letztern konnte auch, besonders wenn die Priester das Loos warfen, viel menschliches mitunterlaufen. Den künftigen Ausgang eines schweren Krieges erforschten sie auf diese Art: Sie versahen einen Gefangenen von der Nation, mit der sie Krieg führten, mit solchen Waffen, die unter seinen Landsleuten gebräuchlich waren, und rüsteten zugleich einen Deutschen mit deutschen Waffen.

Beyde mußten streitbare Krieger seyn, und sich in einen Zweykampf einlassen. Siegte der Deutsche, so hielten sie es für gewiß, daß sie in dem Kriege die Oberhand behalten würden; siegte hingegen der Gefangene, so glaubten sie das Gegentheil. Nicht allein aus dem Eingeweide geopferter Gefangenen weissageten sie, sondern auch wenn Thiere geopfert wurden, beobachtete der Opferpriester den Fall des Thieres, und untersuchte dann die Eingeweide und das Blut desselben, um den Willen der Götter daraus zu erklären. Die heilichste ihrer Auspizien, die auch ihnen allein eigenthümlich war, war diese: Sie unterhielten in den heiligen Wäldern schneeweiße Pferde auf Kosten des Staats. Diese waren geweiht, und durften nie zu irgend einer Arbeit gebraucht werden. Wenn man nun durch sie die Zukunft erforschen wollte, so wurden sie an den heiligen Wagen gespannt, und der Priester, der König oder der Regent begleitete sie. Alsdann beobachtete man ihr Wiehern. Nicht nur das Volk, sondern auch die Vornehmsten und selbst die Priester hielten diese Auspizien für die zuverlässigsten. Denn sie

hielten sich nur für Diener der Götter, glaubten aber von den Pferden, daß dieselben um die göttlichen Geheimnisse wüßten. Auch auf Träume hielten die Deutschen sehr viel. Sie glaubten, daß einem Menschen nicht leicht etwas Merkwürdiges begegne, das ihm nicht vorher durch einen Traum verkündigt würde. Auch meyneten sie, daß einige Leute die Gabe, prophetische Träume zu haben, andere hingegen die Gabe, die Träume auszuliegen, vorzugsweise vor andern besäßen.

Tempel hatten die Deutschen, ehe noch die Römer zuerst nach Deutschland kamen, nicht. Sie versammelten sich zur Uebung ihrer Religion in den Wäldern. Die Eiche war ihnen vorzüglich heilig. In ihren Eichenwäldern hatten sie Haine, die nach der Anzahl der Bewohner eines Landes, welche sich daselbst versammelten, größer oder kleiner waren. Diese Haine wurden nie von einer Art berührt. Die Bäume derselben wuchsen so dicht, daß sie die Sonnenstrahlen nicht zuließen. Man sah in dieser Dämmerung Altäre, worauf die Menschenopfer dargebracht wurden, und einen rohen un-

förmlichen Kloß mit gelbem Moos überdeckt, der die Gottheit darstellte. Schwarze Bäche schlängelten sich durch diese Haine; und das Ganze war recht dazu gemacht, Furcht einzufößen. Nur um Mitternacht ging ein Priester zitternd in den Hain, seine schrecklichen Geschäfte zu verwalten. In solchen Hainen verehrten die Deutschen ihre Gottheiten, opferten ihnen Thiere oder Kriessgefangene, hörten die Weissagungen der Priester und Priesterinnen, und lernten die Grundsätze ihrer Religion, die alle in Gedichten oder Gesängen abgefaßt waren.

In früheren Zeiten scheinen die Deutschen ein höchstes Wesen unter dem Namen Esus sich vorgestellt zu haben. Hernach nahmen sie eine Menge Untergottheiten an, denen sie Altäre und Opfer in ihren Hainen weihten. Einige ihrer vornehmsten Gottheiten waren Odin oder Wodan und dessen Sohn Thor. Ohne Zweifel waren diese beyden die ältesten Anführer der Deutschen gewesen und von ihnen vergöttert worden. Aufferdem verehrten sie Fráa oder Frigg, welche von einigen Schriftstellern mit

der Hertha für eine und dieselbe Göttin gehalten wird, und den Tanfana; unter jener dachten sie sich die Gemalin Wodans, die Mutter Erde, und unter diesem einen Herrn des Feuers. Von ihrer Religion schrieben die Deutschen nichts auf; ihre Priester verfaßten die Grundsätze derselben in Gesänge, die sie auswendig wissen, und zu gewissen Zeiten absingen mußten. Diese Gesänge hatten sich so vervielfältiget, daß um die Zeiten Cäsars ein Priester zwanzig Jahre brauchte, ehe er sie alle auswendig wußte. Die Deutschen waren an diese Lieder so gewöhnt, daß Karl der Große, als er die Sachsen zum Christenthum bekehrte, genöthiget war, das Evangelium in solche Gesänge verfassen, und es dem Volke vorsingen zu lassen.

Die Begräbnisse waren bey den Deutschen nicht prächtig. Sie errichteten einen Holzhaufen, legten die Leiche darauf, gaben ihr Waffen und zwar dieselben, die der Verstorbene in seinem Leben geführt hatte, und zündeten den Holzstoß an. So wurden Vornehmere und Geringere verbrannt; ohne

Spezieren, ohne mit kostbaren Kleidern geschmückt zu seyn. Der Unterschied bestand bloß darin, daß man zu den Holzhaufen solcher Männer, die sich vorzüglich um das Vaterland verdient gemacht hatten, oder sonst berühmt gewesen waren, gewisse Arten von Holz nahm. Einige pflegten auch das Pferd des Verstorbenen, nachdem sie es vorher getödtet hatten, auf den brennenden Scheiterhaufen zu werfen. Sobald das Feuer erloschen war, sammelten sie die Asche und übriggebliebenen Gebeine in einen Urne, begruben sie und richteten einen Rasenhügel über dies Grab. Hieran begnügten sie sich, weil sie glaubten, prächtige Grabmäler wären den Todten beschwerlich. So lange der Holzhaufen brannte, und während der Beerdigung der Asche und Gebeine sangen die Varden die Thaten des Verstorbenen. Daß man Briefe an längst Verstorbene zu dem Verwandten ins Feuer geworfen hätte, ist um desto weniger wahrscheinlich, da die Deutschen den Gebrauch der Buchstaben noch nicht kannten.

Die Art der Deutschen, ihre Todten zu

betrauern, war sehr vernünftig. Sie hörten früh auf zu klagen, aber der Schmerz über den erlittenen Verlust haftete lange in ihren Seelen. Sie erlaubten es ebenfalls dem Frauenzimmer, die Traurigkeit durch Thränen an den Tag zu legen, und glaubten, daß dieses dem schönen Geschlechte anständig sey; hingegen waren sie der Meynung, daß der Verstorbene von Männern, durch das Andenken an seine großen Thaten, oder vorzüglichen Eigenschaften, und durch Nachahmung derselben besser geehret würde, als durch Klagen. Sie erzählten seine Verdienste ihren Kindern, oder sangen sein Lob, wenn sie in die Schlacht zogen. Das Verdienst war immer der Unvergesslichkeit gewiß, und große Männer wurden nicht nur von ihren Verwandten, sondern auch von der ganzen Nation geehret.

Die Deutschen theilten sich in Gelehrte, Edelleute, Freye vom Bürger- und Bauernstande, und in Knechte oder vielmehr Leibeigene. Die Druiden oder Priester, welche die erste Klasse der Gelehrten ausmachten, vermochten mehr als Regent und Volk.

Sie hatten die gottesdienstlichen Angelegenheiten zu besorgen, und besaßen die größte Macht in bürgerlichen Gesellschaften. Sie erwählten die jährlichen obrigkeitlichen Personen, und diese durften ohne ihren Rath und Beifall nichts unternehmen. Sie unterrichteten die Jugend, und unterwiesen das Volk in den Lehrsätzen der Religion, so weit sie diese bekannt machen wollten; denn manches behielten sie als Geheimniß für sich. Auch hatten die Deutschen Druidinnen, oder Priesterinnen, die besonders wegen ihrer Wahrsagungen in Achtung standen, so daß man nicht leicht etwas unternahm, ohne sie vorher um Rath zu fragen. Die zweyte Klasse von Gelehrten waren die Barden. Diese waren die Dichter, Tonkünstler und Geschichtszähler ihrer Nation, die Lobredner der Helden und die Berewisger tapferer und großer Thaten. Sie begleiteten das Heer zur Schlacht, stellten sich so, daß sie das ganze Treffen übersehen konnten, und feuerten durch ihre glühenden Gesänge den Muth und die Tapferkeit der Streiter noch mehr an. Nach geendigtem Treffen sangen sie Triumphlieder und frohe

Gefänge beym Siegesmahle. Die Druiden standen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, von welchem vielleicht auch die Barben abhingen. Starb dies Oberhaupt, so wählten sie ohne Zuthun des Volks aus ihrer Mitte den Würdigsten an die Stelle desselben.

Zunächst an die Gelehrten grenzten die Edelleute. Der Adel war immer eine Belohnung der Tapferkeit. Man hielt daher viel auf denselben, denn Tapferkeit war immer die erste und nach ihrer Verfassung auch die nöthigste Tugend. Alles athmete dieselbe. Die Weiber, streitbar wie die Männer, floßten sie schon mit ihrer Milch den Kindern ein. Ihre Schlachtgesänge waren auch ihre Wiegenlieder. Man hatte daher Talent genug, König unter ihnen zu werden, wenn man aus einem alten Hause abstammte. Indessen war man nicht viel, wenn man zu dieser Würde sich erhoben sah. Das Volk theilte sich mit dem Regenten in die Gewalt, und die Priester herrschten in der That über beyde. In den Versammlungen des Volks hörte man zwar den

Regenten zuerst; aber man betrachtete das, was er vortrug, nicht so sehr als Befehl, sondern nur als Rath. Fand seine Meinung keinen Beyfall, so entstand ein allgemeines Murren; fand sie ihn, so schlug man die Lanzen ancinander: und diese Art des Beyfalls war die größte Ehre. Nicht alle deutsche Nationen hatten Könige. Einige wurden durch Fürsten regiert. In beyden Fällen war aber die Regierung demokratisch. Jeder Wohnsitz hatte seinen Richter, der gleichfalls Fürst genannt wurde; dieser hatte wenigstens hundert Begleiter aus dem Adel, die zugleich seine Ráthe und Wache waren. Hatte ein solcher Fürst den Ruf der Tapferkeit, — denn im Kriege führte er die an, denen er im Frieden als Richter vorstand, — so gesellten sich, außer diesen hundert, noch eine Menge Begleiter zu ihm. Zu ihrem Feldherrn nahmen sie den Tapfersten. Sie nannten ihn Herzog. Seine Gewalt erstreckte sich aber nicht weit; das meiste, was sie von ihm foderten, war eine schnelle Thätigkeit. Er durfte keinen von seinem Heere strafen. Es war ihm nicht einmal erlaubt, jemand zu schlagen

oder zu fesseln. Daß alles behielten sich die Priester vor, damit es das Ansehen hatte, als geschähe es auf Befehl des Gottes Tyr, unter dessen Schutze nach ihrer Meynung die Krieger standen.

Die Freyen vom Bürger- und Bauernstande hatten sowohl als der Adel das Recht, in den Versammlungen der Nation zu erscheinen. Sie pflegten sich größten Theils an einen Fürsten oder Vornehmen vom Adel anzuschließen, und machten eine Art von Begleitern desselben aus. Mancher Deutsche von Stande konnte eine Armee von dergleichen Leuten zusammenbringen.

Die Versammlungen des Volks wurden ordentlich zur Zeit des neuen und vollen Mondes gehalten. Jeder war gewaffnet, und wenn man sich gesetzt hatte, gebot der Priester Stillschweigen. Der König oder Fürst redete. Dann folgten die, denen ihre Jahre, ihre Beredsamkeit oder Tapferkeit ein Ansehen gaben. Man verwarf oder billigte auf die schon vorher gedachte Art die Meynung des Redenden. Bey diesen Ber-

sammlungen konnte man auch wichtigere Klagen anbringen, und es ist wahrscheinlich, daß sie in Friedenszeiten ein Todesurtheil sprechen konnten. Hier wurden auch die vorhererwähnten Fürsten oder Richter erwählt. Die Gastmähle, von denen auch schon geredet worden, scheinen vor diesen Versammlungen hergegangen zu seyn.

Die Leibeigenen wurden zu häuslichen Geschäften und zur Aufwartung gebraucht. Sie hatten ihre Wohnungen und Familien, denen sie vorstanden. Wenn sie ihrem Herrn die vorgeschriebene Zahl von Kleidungsstücken und Vieh, nebst einer bestimmten Menge Getreides geliefert hatten, so forderte man weiter keinen Gehorsam von ihnen. Die Haushaltung besorgten die Hausmütter mit ihren Kindern. Es war ein feltner Fall, wenn ein Herr seine Leibeigene züchtigte; man hielt sie vielmehr sehr gelinde. Die Freigelassenen galten nicht viel mehr als die Leibeigenen.

Die Römer bekriegten die Deutschen, aber sie überwandten sie nicht. Julius Cäsar

far machte, von Gallien aus bis an den Rhein einige Eroberungen über sie; seine ferneren Versuche waren indessen nicht glücklich. Drusus, Augusts Stieffohn, drang über den Rhein und die Weser, bis an den Ausfluß der Elbe; doch die Deutschen thaten unaufhörlich tapfern Widerstand; und endlich erschlugen die Cherusker, die ihre Wohnsitze zwischen der Elbe und der Weser am Harze hatten, unter der Anführung ihres trefflichen Fürsten Arminius, oder Hermann, im jetzigen Bisthum Paderborn den römischen Feldherrn Varus fast mit seinem ganzen Kriegsheere. Dadurch nahmen die Eroberungen der Römer jenseits des Rheins ein Ende. Indessen konnte Hermann nicht mit der deutschen Freyheit die Unschuld deutscher Sitten wieder herstellen. Der deutsche Jüngling hatte von den Römern andere Freuden, als die aus Tapferkeit, Ehrlichkeit und Genügsamkeit fließen können gelernt; und Hermann selbst fiel endlich, nicht durch die Hand der Feinde, sondern durch Beträtherey seiner eigenen Verwandten.

Von der Zeit an sank Deutschland immer tiefer, bis in den späteren Zeiten; Frankreich vollendete, was Rom angefangen hatte.

... Windhorst.

II.

Zur Geschichte der Belagerung von Breslau.

(Aus dem neuesten Heft der Minerva entlehnt.)

„Unter den Vorfällen, welche in dem jezigen Kriege vorzügliche Aufmerksamkeit erregen, gehört die schnelle Uebergabe aller der Festungen, vor denen sich der Feind kaum zeigt; derjenige, der nichts weiter davon weiß, sollte glauben, die Kunst, Festungen zu belagern und einzunehmen, sey bey der französischen Armee zu eben der Vollkommenheit gebracht, als die Kunst Schlachten zu gewinnen. Mehrere wichtige Festungen sind in kurzer Zeit gefallen, und es scheint unter den Kommandanten derselben ein wah-

rer Wettstreit gewesen zu seyn, wer sich am schändlichsten nehmen könne. Mehrere dieser Festungen, unter denen einige durch ihre ehemalige Vertheidigung, bis jetzt noch im Festungskriege Epoche gemacht haben, sind dem Feinde mehr als einmal ohne Schuß, oder nur nach einiger Gegenwehr übergeben worden; eine Sache, die dem größten Feldherrn unserer Zeit eben so sehr aufgefallen seyn wird, als sie jeden andern in Erstaunen setzen muß.“

„Es scheint die Meynung zu herrschen, als habe sich der General von Thiele, welcher Gouverneur von Breslau war, so benommen, daß man mit ihm zufrieden seyn könne, und als habe er von den übrigen Befehlshabern in Magdeburg ꝛc. eine rühmliche Ausnahme gemacht; allein diese Meynung muß verschwinden, sobald man das Benehmen dieses Generals näher untersucht; er tritt sodann gleich in die Reihe derjenigen Kommandanten, welche nichts weniger als ihre Schuldigkeit gethan haben.“

„So sonderbar vielleicht diese Behauptung

tung scheinen mag; da sie einem allgemein gewordenen Gerüchte widerspricht, so wahr ist sie doch. Die Einsicht unterrichteter Militärs und richtig denkender Männer wird sicher die Gründe zu dieser Behauptung nicht unzureichend finden. Und warum sollte man hierüber schweigen? — ist es nicht vielmehr nothwendig, ohne Zurückhaltung diejenigen öffentlich aufzustellen, welche ohne Einsicht und ohne den geringsten Anstrich von Charakter gehandelt haben, damit die Fürsten und auch der preussische Staat bey seinem Retablissement für die Anstellung solcher Männer gewarnt werde.“

„Wenn ein Gouverneur einer Festung schon im Frieden aufmerksam darauf hinarbeiten muß, daß nichts geschehe, was im Kriege der Vertheidigung derselben schaden könne, so haben schon die vor dem General von Thiele angestellten Gouverneure und Kommandanten von Breslau ihre Schuldigkeit verabsäumt, und wenig Einsicht gezeigt. Sie hatten unter andern auch zugegeben, daß die Häuser der weitläufigen und besonders gegen die Festungswerke zu ziemlich

gedrängt gebauten Vorstädte bis beynah dicht an den Graben der Werke gesetzt wurden. - Der Grund hievon liegt entweder in besondern Vortheilen des, Gouvernements, oder man ist genöthiget Unwissenheit, und nicht den geringsten Begriff von der Vertheidigung einer Festung voranzusetzen. Breslau hat schon einigemale das Schicksal gehabt, daß seine Vorstädte abgebrannt wurden, und allemal hatte man die Erlaubniß gegeben, sie wieder aufzubauen, und zwar so, daß sie der Vertheidigung schaden; jederzeit waren dadurch eine Menge Menschen unglücklich geworden, welche ihr Unglück der Grausamkeit des Gouverneurs zuschrieben und ihn verwünschten, und jederzeit hatte man es zugegeben, daß eben so viele Menschen durch die Erbauung neuer Vorstädte zu ihrem abermaligen Unglück den Grund legten, ohne die besonderen Nachtheile für die Vertheidigung der Festung zu bedenken.“

„Wenn auch diese Leute, um die Erlaubniß zu erhalten, versprachen, daß sie, wenn die Nothwendigkeit es erfordere, ihre Woh-

nungen und ihre Haabe Preis geben wollten; wußte denn keiner der ehemaligen Gouverneure und Kommandanten von Breslau, daß der Mensch im Frieden das Unglück, das ihm im Kriege bevorsteht, nicht für so groß hält, als es ist; wußte denn keiner, daß es besser ist, gegen ein Paar tausend Menschen hart zu scheinen und darüber schmähen zu lassen, als durch eine scheinbare Beförderung ihres Wohls sie nach einigen Jahren an den Bettelstab zu bringen, und hierdurch wahre Grausamkeit zu verüben?"

„Wer ist nun jetzt Schuld an dem Elend der unglücklichen Vorstädter von Breslau?"

„Ueber diese Sache, so wie über mehrere, ist dem General von Thiele nicht der geringste Vorwurf zu machen, weil er erst ungefähr zwey Monate vor der Belagerung als Gouverneur dort eintraf; sie ist nur hier darum aufgestellt, um zu zeigen, wie sorglos, wie leichtsinnig man schon vorher dachte, und wie wenig eine richtige Vorstellung vom Kriege in den Gehirnen mancher Menschen existirte.“

„Schon während der Belagerung von Glogau am 17ten November 1806 erschien der Feind mit einiger Kavallerie vor der Stadt, und forderte sie zur Uebergabe auf; dies ward abgeschlagen, und die Folge davon war, daß er die Stadt einige Tage blockirte, und den 19ten November einige Kanonenkugeln in dieselbe geschickt wurden. Der Feind zog den 23sten November wieder ab. Der General von Thiele hatte während dieser Zeit bloß den Hauptwall besetzt; es war keine Idee, die Außenwerke eben so wie den Bürgerwerder zu verlassen und nicht zu vertheidigen, vermuthlich glaubte er zu wenig Garnison zu haben, um alles besetzen zu können.“

„Diese Anstalten des Gouverneurs ließen schon den aufmerksamen Offizier für die Folge nichts als Mißgriffe sehen, und zeigten deutlich, daß dieser General keinen sonderlichen Begriff von der Vertheidigung Breslau's haben müsse. Es war nämlich nichts natürlicher, als daß der Hauptwall nur gut mit Kanonen versehen, welche im Ueberfluß vorhanden waren, weit eher schwach

mit Infanterie besetzt seyn könne, wenn nur vorerst die Muffenwerke gut vertheidiget würden; und den schlimmen Fall gedacht, daß diese Muffenwerke durch den Feind genommen würden, so müßten sehr schlechte Anstalten gewesen seyn, wenn sich der bey weitem größte Theil der Besatzung derselben nicht hätte nach dem Hauptwall retiriren, und auf diese Weise die Besatzung desselben vollzählig verstärken können. Eben derselbe Fall wäre es mit dem Bürgerwerder gewesen. Um dies zu bekräftigen, darf man nur ein wenig mit dem Lokale bekannt seyn. Warum sollte denn der Feind die Muffenwerke umsonst haben?"

„Ein braver Artillerieoffizier, der Lieutenant von Fiebig, als er die falsche Ansicht des Gouverneurs bemerkte, machte den General von Thiele darauf aufmerksam, daß der Feind, wenn er, wie man das voraussetzen muß, von der Beschaffenheit Breslau's gehörig unterrichtet sey, den Bürgerwerder ganz richtig als den Schlüssel zur eigentlichen Festung ansehen, ihn mit leichter Mühe wegnehmen, und sodann ohne

große Hindernisse in die Stadt selbst eindringen werde. Der General sah jetzt die Wichtigkeit der Sache ein; der Bürgerwerd wurde besser besetzt, und die Vertheidigung desselben dem Lieutenant von Fiebig als Kommandanten übertragen. Das Benehmen dieses Offiziers bey der Belagerung selbst hat bewiesen, wie viel man unter andern Umständen in der preussischen Armee von manchem jungen talentvollen Manne, wäre er nur an seinem gehörigen Platze gewesen, hätte erwarten können.“

„Auch auf die übrigen Aussenwerke hatte dies den wohlthätigsten Einfluß; denn man beschloß, sie gehörig zu vertheidigen.“

„Da der Gouverneur nicht wissen konnte; daß der Feind wieder abziehen und ihm das durch Zeit lassen würde, die nöthigen Anordnungen zur Vertheidigung der Aussenwerke zu treffen, so kommt man sehr bald auf die Frage; warum er nicht alsbald die schicklichste Vertheidigung Breslau's angeordnet habe? — und da es nichts giebt, das seine zuerst getroffenen Maaßregeln ver-

theidigt; so bleibt dem aufmerksamen Beobachter auch nichts weiter übrig; als achselzuckend zu schweigen.“

„Wie wenig Aufmerksamkeit der Gouverneur während der Belagerung der Festung Glogau auf den Feind verwendet hat; ist daraus leicht abzunehmen, daß man vier Tage nach der Einnahme dieser Festung dieses noch gar nicht bestimmt wußte, und es auch von Seiten des Gouvernements, als einige Privatnachrichten darüber eingingen, für gar nicht möglich annahm. Der Feind erschien aber plötzlich am 6ten Dezember vor den Thoren; alles kam in Verwirrung, und der Flügeladjutant, Major Graf Gößen, welcher die Land- und Steuerräthe Schlesiens versammelt hatte, um einige Berathschlagungen zu halten, hob alles gleich auf, um nur noch ungeneckt zum Thore hinauszukommen.“

„Dieses Benehmen des Gouverneurs vor der Belagerung, eben nicht würdig eines auf Einsicht Anspruch machenden Militärs, manifestirte es hinlänglich, wie wenig Tas-

lente, wie wenig guter Wille bey der ferneren Vertheidigung von Seiten der oberen leitenden Militärbehörden angewendet werden würden.“

„Ein General ohne Einsichten, mag er auch noch so rechtlich denken, hat, wenn sich das letztere nicht ganz besonders zeigt, bey einem durchaus fehlerhaften Benehmen, stets zu befürchten, daß man auch an seinem guten Willen zweifelt.“

„So wie der Feind sich schon eines Theils der Vorstädte bemächtigt hatte, kam man auf den Gedanken, selbige abzubrennen; dieses war nothwendig, wenn man entschlossen war, sich bis auf den letzten Augenblick zu wehren; unter aller Kritik aber war es, sobald man seine Schuldigkeit nicht thun wollte. Im ersteren Falle, da nun einmal die Häuser ohne Einsicht dicht vor dem Wallc gebaut waren, und wenn sie stehen blieben, nicht allein die freye Aussicht benahmen, sondern auch dem Feinde dienten, um ungesehen hinter denselben seine Batterien aufzuwerfen, und mehreres noch zum Nachtheil

der Belagerten zu unternehmen, mußte der Gouverneur bey der Wegschaffung derselben ganz andere Maaßregeln ergreifen, als dies geschehen ist; denn die durch das Abbrennen in große Schutthaufen zusammengestürzten Häuser, so wie mehrere halb stehengebliebene Mauern, und selbst einzelne Häusergruppen, welche nicht mit abgebrannt waren, haben dem Feinde nicht allein Gelegenheit gegeben, eine Menge seiner leichten Truppen mit Sicherheit dicht vor den Werken zu placiren, sondern auch hinter den Schutthaufen Laufgräben fortzuführen."

„Welchen Nachtheil dies gehabt, hat die Erfahrung gelehrt, und der General von Thiele muß unter andern dies selbst, wenn er den Ausfall, bey welchem der Lieutenant v. Leesten blieb, vom Walle mit angesehen haben sollte. Dieser würde bey den getroffenen Anstalten, selbst wenn sich auch der Lieutenant von Seelstrong, vom Kürassierregiment Graf Henkel, nicht so elend benommen hätte, immer nicht geglückt seyn."

1. „Da der Gouverneur ganz gewiß wissen

mußte, daß wenn Glogau gefallen wäre, die Reihe an ihn käme, und da, wenn er sich, was sehr leicht war, richtige Nachrichten vom Feinde und dessen Fortschritten verschafft hätte, er auch wenigstens vier Tage voraussehen konnte, an welchem Tage der Feind erscheinen würde: so mußte er auch schon mehrere Tage vorher die Vorstädte abbrennen, und dabei alles aus dem Wege räumen lassen, was dem Feinde zur Deckung dienen konnte. Hierunter kann man freilich nicht verstehen, daß er den ganzen Schutt hätte placiren lassen sollen; allein er hatte Mittel genug, um manches hinwegzuschaffen, was ihm hernach, wie dies jedermann weiß, geschadet hat, und welches ohne große Anstrengung voraus zu sehen war.“

„Auch konnte der General von Thiele bei einer unterrichteten Regierung über eine solche Maaßregel in gar keine Verantwortung kommen, den Fall selbst angenommen, daß während dem Heranrücken des Feindes, der Friede publicirt worden wäre. So grausam ein solches Verfahren auch scheinen mag, so ist es doch öfters im Kriege nothwendig, wenn

man nicht halb handeln, und wenn man durch die Folgen allzugroßer Nachgiebigkeit und Empfindsamkeit nicht noch grausamer, und selbst auch für den Staat verderbender werden will. Uebrigens wird dieses auch nur in der Voraussetzung gesagt, daß der Gouverneur oder Commandant sich als braver Mann aufs Aeußerste vertheidigen will; ist dies nicht, und ist er nur willens, sich so zu halten, wie der General von Thiele, so könnte ein kraftvoller Regent ihm das Abbrennen der Vorstädte für ein eben so großes Verbrechen auslegen, als die Uebergabe der Festung selbst; denn warlich das erstere wäre sodann eben so wenig nothwendig gewesen, als das letztere.“

„Bei Anwesenheit des Majors, Graf Götz, in Breslau, hatte sich derselbe mit dem Gouverneur über gewisse Zeichen vereinigt, welche von dem Corps des Fürsten Pleß gegeben werden, und anzeigen sollten, daß der Fürst im Begriff sey, die Belagerer anzugreifen, und auf diese Weise durch Mitwirkung des Commandanten, der einen starken Ausfall machen sollte, die Festung zu entsetzen. Der Feind hatte mehreremale durch blindes Feu-

ern in der Nähe, den General von Thiele zu einem Ausfall zu bewegen gesucht, allein dieser war, bis auf einmal, vorsichtig genug gewesen; nicht hinauszugehen. Endlich am 29. December, des Morgens, hörte die Besatzung der Wälle schon von weitem ein starkes Feuer; es ward Tag, und von der Taschenbastion so wie von andern Punkten der Festung sahe man Preussische Infanterie und Cavallerie in die Nähe des Dorfes Dürjau heranrücken. Das Dorf selbst brannte, und mehrere Officiere versichern, die mit dem Major Graf Gögen verabredeten Zeichen seyen gegeben worden, wovon das eine in der Abbrennung einer Windmühle bestanden habe.“

„Alles dieses wurde dem Gouverneur, und zwar sogar auch von den Wächtern auf den Thürmen, angezeigt, und obgleich das Dorf Dürjau nur höchstens 2500 Schritte von dem äußersten Ende der Dhlauer Vorstadt entfernt ist, und folglich nichts Täuschung seyn konnte, so glaubte doch der General von Thiele den ihm gemachten Anzeigen nicht; allein er gieng auch nicht selbst auf den Wall, um sich zu überzeugen, sondern er schien bloß von dem

vorsichtigen Gedanken beseelt zu seyn, daß, wenn er auf seinem Lehnstuhle sitzen, und die Garnison innerhalb den Thoren stehen bliebe, beide Theile nichts riskiren würden.“

„Alles hatte in den Gouverneur gedrungen, einen Ausfall zu thun; jeder auf dem Walle hatte gesehen, daß es keine Irrung war, und dennoch that dieser General nicht das Geringste. Ist das die Art einer Garnison Muth einzulösen?“

„Der Fürst Pleß war wirklich bis an das Dorf Dürjau vorgedrungen gewesen; allein da diese ganze Operation auf die Mitwirkung des Gouverneurs berechnet gewesen zu seyn scheint, so wurde er, da dieser unthätig blieb, und sich, während man sich unter den Wällen herumschlug, mit seiner weisen Vorsicht kugelte, zurückgeschlagen. Der Feind hatte die Gefälligkeit, das Vorgefallene dem Gouverneur anzeigen zu lassen; er schien daran nicht im Geringsten zu zweifeln.“

„Es ist eine einem Militair sehr wichtige Sache, jederzeit die Vorsicht nicht aus den

Augen zu lassen; auch dürfen wir nur in die Vergangenheit sehen, oder auf die jezige Zeit aufmerksam seyn, um in dem Gefolge der größten militairischen Genies diese Tugend zu erblicken. Hat nun der General von Thiele, beseelt von diesen Bemerkungen, dieselbe auch praktisch ausüben wollen, so hat sie in seinen Händen eben dasselbe Schicksal gehabt, als Scanderbegs Säbel in der Hand des Sultans."

„Das Benehmen des Gouverneurs ist erklärbar, und bedarf, außer der hier stehenden Bemerkung, keines weitem Raisonnements. Selbst der Feind konnte hierüber seine Verwunderung nicht unterdrücken, und als nach der Uebergabe der General von Thiele befragt wurde, warum er keinen starken Ausfall bei dieser Gelegenheit gemacht, antwortete er, er habe auch nicht die geringste Nachricht von dem Fürsten gehabt."

„Wer dem Herrn von Bülow nicht glauben will, was derselbe über die Inintelligenz mehrerer Generale sagt, dem gebe ich die Antwort des General v. Thiele zum

Besten, und bitte ihn, nach Görlitz zu reisen, wo der Herr von Thiele jetzt wohnt, um dessen persönliche Bekanntschaft zu machen.“

„Schon am 26. December war der Gouverneur im Begriff die Festung zu übergeben, hätte es nicht mehrere Officiere, an deren Spitze der Obristlieutenant von Lepell, vom Regiment von Thiele, stand, gegeben, welche ernsthaft vorstellten, daß man bis jetzt keine Ursache dazu habe. Allein schon am 3. Januar unterhandelte der General von Thiele, nachdem er sich vom 6. December 1806 bis zum 3. Januar 1807, also 29 Tage vertheidigt hatte, und schloß die bekannte Capitulation.“

„Dieser Schritt war nicht der Ehre eines Soldaten gemäß; denn ob es gleich in den neuesten Zeiten sehr viel zu seyn scheint, wenn sich eine Festung neun und zwanzig Tage hält, so ist doch die Zeit nur in so fern ein Theil des Maaßstabes, nach welchem man einen braven Gouverneur oder Commandanten beurtheilt, als derselbe darthun kann, daß er

sich schlechterdings auch nicht einen Tag länger habe halten können; denn ein General, welcher ein ganzes Jahr sich vertheidigt und sodann erst capitulirt, ist kein braver Mann, wenn er sich noch drei Tage länger hätte halten können, und dies nicht gethan hat.“

„Die Basis aller Handlungen eines Vertheidigers einer Festung sind wohl: daß er erstens alle Mittel anwenden muß, so viel die ihm übrige Zeit zuläßt, um die Festung in aller Art in einen Zustand zu versetzen, daß sie sich, hierdurch gesichert, so lange als möglich halten könne; sodann aber auch zweitens, daß er die Festung nicht eher übergiebt, und sich so lange ohne alle andere Rücksicht vertheidigt, bis keine moralische und physische Kraft mehr zureicht, um sie noch zwölf Stunden zu halten. Ob in den jezigen Zeiten noch jeder Militär dieser Meinung sey, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; nur so viel scheint gewiß zu seyn, daß diese beiden Sätze nicht zu den Prinzipien der Gouverneure und Kommandanten von Magdeburg, Cüstrin, Stettin &c. eben so wenig, wie zu denen des General von Thiele gehört haben.“

„Die Wälle der Festung standen unverfehrt; die Garnison hatte wenig oder gar nicht gelitten; Munition jeder Art, Geschütz und Gewehre waren vorhanden: dies muß jeder gesehen. Ob Lebensmittel auf noch lange Zeit vorrâthig gewesen sind, läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen, daß man aber doch noch wenigstens vierzehn Tage sich hätte vertheidigen können, ohne vor Hunger zu sterben, ist ganz gewiß, obgleich einige behaupten wollen, daß Breslau 80,000 Einwohner habe.“

„Und denn, wessen Schuld ist es anders, wenn die Festung nicht auf länger verproviantirt war, als die des Generals von Thiele? Er hatte ja fast ganz Schlesien, woraus er Vorrâthe aller Art in Breslau zusammenbringen lassen konnte, und in acht Wochen Zeit, welche er hatte, konnte er für mehr als einen Monat sorgen; warum that er dies nicht? — Was läßt sich anders darauf antworten, als daß er es wirklich nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Wenn man also das Benehmen des Generals von Thiele untersucht hat, so verschwindet der Schwindel, in welchen man verfällt, sobald man hört, Breslau habe sich neun

und zwanzig Tage vertheidigt. Der Gouverneur von Thiele zeigt zwar ein Schreiben des Königs vor, in welchem dieser verspricht, daß Breslau in vier Wochen entsetzt werden solle; allein es steht nicht darin, daß, wenn dies nicht geschähe, er capituliren müsse. Dies ist also eine sehr nichtige Entschuldigung, wenn sie der General gebrauchen wollte.“

„Unter den in Breslau anwesenden Officieren während der Belagerung, befand sich auch der Ingenieur-General von Lindner, ein Mann von vielen Kenntnissen; unter ihm standen vor dem Kriege sämtliche Schlesische Festungen. Woher es gekommen, daß er in Breslau geblieben ist, und nicht auch in den übrigen Festungen das Instandsetzen derselben angeordnet habe, wäre nicht zu begreifen, wenn nicht der große Geschmack dieses Officiers an einem baldigen Capituliren Jedermann, sowohl vom Militaire als Civile, hinlänglich bekannt wäre. Er war das eigentliche Organ des Gouverneurs, und wenn es anginge, daß dadurch der General von Thiele entschuldigt werden könnte, so wäre er der eigentliche Strafbare. Seine seltsamen Gesin-

nungen während der Belagerung, war er so dreist, durch Handlungen und durch Sprache öffentlich an den Tag zu legen, und trotz seinen vielen Kenntnissen begriff er doch nicht einmal, wie man den einen Arm der Oder durch eine Kette sperren könne, eine Sache, die ihm der Lieutenant von Fiebig vortrug; so sehr waren seine Gedanken mit Capitulationspunkten beschäftigt. Man hätte daher eine gelehrte Capitulation erwarten sollen, allein auch hierin ist die Welt getäuscht worden.“

„Der General von Kraft, Commandant von Breslau, war nicht dazu gemacht, eine Festung zu vertheidigen. Er ist ein rechtschaffener Mann, aber sein Kopf mag nicht so recht die Flanken und Facen anzuwenden wissen.“

„Von dem Bombardement, wodurch die Stadt viel litt, kann keine Rede hier seyn, weil es nie, militairisch genommen, ein Motiv zur Uebergabe werden kann; auch hier hatte der General von Thiele Gegenmittel, die er aber vermuthlich heute noch nicht kennt.“

„Das Benehmen der Bürger von Bres-

lau, während der Belagerung, verdient, daß der König von Preußen gehörig davon unterrichtet wird, damit er in der Zukunft die erste Perle seiner Krone kennen lerne.“

III.

Berichte des Generals von Bennigsen über die Schlacht bey Friedland und seinen Rückzug.

Im Hauptquartier zu Wehlau,
den $\frac{3}{15}$ Juny.

Da der Feind seine ganze Macht von Heilsberg nach Friedland und Wehlau gewandt hätte, in der Absicht, meine Armee vom Pregeß abzuschneiden, so muß ich Ew. Kaiserlichen Majestät unterthänigst berichten, daß ich zu Schippenbeil keine Position nehmen konnte, sondern am $\frac{1}{15}$ Juny im forcirten Marsch mich nach Friedland begab.

Das Detaschement, welches ich voraus-

schickte, um die Stadt zu besetzen, fand solche schon um drey Uhr Nachmittags im Besitz von vier feindlichen Eskadrons, die aber de noch augenblicklich hinaus getrieben wurden.

Um die Stadt in Besitz zu nehmen, und damit meine Truppen von den Strapazen sich erholen konnten, schickte ich während der Nacht einige Infanterie auf das linke Ufer der Alle. Allein des Morgens bey Tagesanbruch attackirte der Feind meine Vorposten, und um halb sechs Uhr fing die Kanonade an. Ich schickte daher eine andere Division meiner Armee zur Unterstützung der andern Truppen über den Fluß, da ich voraussetzen mußte, daß bloß die Avantgarde des Feindes herangerückt wäre. Der Feind wurde auf allen Punkten geworfen, und die Truppen fochten vierzehn Stunden mit der größten Tapferkeit, und waren immer Sieger. Die Division des Generals Dudinot, die den rechten feindlichen Flügel bildete, wollte mit dem Bajonet einen Angriff machen; allein mein linker Flügel marschirte ihr rasch entgegen, und vernichtete eine ganze Kolon-

ne, während eine andere gänzlich in Unordnung gerieth. Die Kavallerie meines rechten Flügels machte einen heftigen und glücklichen Angriff auf die feindlichen Kürassiers, verfolgte sie bis nach Heinrichsdorf, wo der rechte Flügel des Feindes sich anlehnte.

Um drey Uhr des Nachmittags kam Bonaparte selbst mit dem übrigen Theil seiner Armee an, und verstärkte unter dem Schutz eines Gehölzes seinen rechten Flügel so sehr, daß ich um sechs Uhr, wie er von neuem wieder angriff und eine maskirte Batterie von 40 Kanonen auf meinen linken Flügel eröffnete, mich genöthiget sah, meinen Rückzug anzutreten, welcher in der besten Ordnung geschah, indem meine Arrièr-Garde die ganze Macht des Feindes aufhielt, bis alle meine Truppen über die Alle waren.

Obgleich mein Verlust, während einer sechzehnständigen Schlacht, und bey dem Desfiliren meiner Armee über eine Brücke, welche der feindlichen Artillerie ausgesetzt war, nicht unbeträchtlich seyn kann, so muß doch der Feind wenigstens eine gleiche Anzahl

verloren haben, da der Angriff mit dem Bazonet und der von der Kavallerie für ihn mit großem Verlust verbunden gewesen ist, und wir schon vorher ihm den Adler des 15ten Linienregiments genommen hatten. Der Feind hat sonst keine zu Gefangenen gemacht, als die schon Verwundeten, welche aus der Stadt nicht weggebracht werden konnten; überdies hat er bloß einige demonstirte Regimentsstücke und ein Paar andere genommen, weil die Pferde davon todtgeschossen waren. Uebrigens ist unsere ganze Feldartillerie gerettet.

Ich nehme jetzt mit meiner Armee eine Position hinter dem Pregel bey Wehlau, indem ich alle Uebergänge des Flusses bis Königsberg und Insterburg besetzt, und so eine Kommunikation mit dem General Pestocq wieder eröffnet habe. Sollte der Feind es wagen, über den Pregel zu gehen, so werde ich ihn sogleich angreifen, und die Verstärkungen, welche bereits auf dem Marsche sind, werden meinen Verlust bald ersetzen, und mich in Stand setzen, noch einmal mit dem Feinde zu kämpfen.

(Unterz.)

Bennigsen.

Im Laager zu Schillupischen,
den 5^{ten} Juny.

Nach der Uebergabe von Königsberg, konnte ich mich zu Wehlau nicht länger halten, und nachdem ich den General Lestocq benachrichtiget hatte, daß ich mich nach Tilsit zurückziehen würde, bat ich ihn mir zu folgen. Gestern trat ich meinen Rückzug an. Ich bin so glücklich, Ew. Majestät benachrichtigen zu können, daß ich am heutigen Tage meine Vereinigung mit diesem General bewerkstelliget, und noch eine Verstärkung von 3000 Mann erhalten habe. Ueberdies wird morgen die Division Cow die Grenze passiren, so daß mein Verlust in kurzem nicht nur wieder ersetzt seyn wird, sondern ich werde sogar weit stärker seyn, als ich vor der Schlacht von Friedland war. Das schlimmste Resultat dieser verlorenen Schlacht ist die Uebergabe von Königsberg; denn wenn der Feind mich nicht mit einer zu großen Uebermacht verfolgt, und er mir hinlänglich Zeit läßt, meine Verstärkungen an mich zu ziehen, so werde ich sogleich vorrücken, und ich hoffe über den Feind die

Vortheile wieder zu erkämpfen, die er erhalten hat.

(Unterz.)

Bennigsen.

IV.

Neuerfundene Kunst, Verzierungen und Figuren aus Holz zu gießen.

Herr Lenormand, Professor der Experimentalphysik und Chemie an der Central-
schule des Landesdepartements, hat die Erfindung gemacht, Verzierungen und Figuren
auf eben die Art aus Holz zu gießen, so
wie man sie bisher aus Gips gegossen hat.
Da er sie zugleich selbst bekannt gemacht und
beschrieben hat, so wollen wir seine Beschrei-
bung selbst mittheilen. Hier ist sie.

Ich wollte mir ein Uhrgehäuse zu einer
Uhr, die ich selbst verfertigt hatte, machen
lassen, und übergab den dazu entworfenen
Riß einem geschickten Tischler der Stadt,

wo ich wohne. Er wollte nur die Tischlerarbeit übernehmen, und verwies mich wegen der Verzierungen im Schnitzwerk nach Toulouse oder Bordeaux. Nun war es beynah unmdglich, daß man in solcher Entfernung von mir diese Verzierungen nach meinem Sinn gemacht hätte, und hätte ich das Gehäuse selbst hingeschickt, so hätte der Transport nicht nur viel gekostet, sondern das Gehäuse selbst hätte auf der Reise leicht beschädiget werden können. Ich antwortete ihm also, ich würde selbst die Guirlanden schnitzen, und er sollte nur seine Arbeit machen, denn ich hatte schon mehrere Jahre über die Art nachgedacht, wie man Figuren und Verzierungen aus Holz gießen könne. Der Tischler glaubte, mein Schnitzwerk möge schlecht ausfallen, und seine Arbeit nur entstellen, wollte also nicht eher Hand anlegen, als bis ich ihm nicht einiges von meiner Arbeit gezeigt hätte. Ich versprach ihm dies.

In der Stadt gab es einen der Italiener, die Figuren aus Gips gießen. Ich suchte seine Formen durch, und fand endlich

einige, wie ich sie brauchte. Ich goß meine Guirlanden aus Nußbaumholz darinnen, und zeigte sie meinem Tischler, der mich jetzt für einen sehr geschickten Bildhauer hielt. Er machte nun sein Gehäuse auß beste, setzte mir meine Guirlanden an, und weder er noch andere, die sie sahen, zweifelten daran, daß sie das Werk des Meißels wären. Und doch waren sie nur gegossen. Folgendes ist mein Verfahren.

Ich mache sehr klaren Leim von fünf Theilen flandrischen Leim und einen Theil Hausenblase. Ich koche diese beyden Leime abgesondert in vielem Wasser, bis sie sich aufgelöst haben, und mische sie dann zusammen, wenn sie durch ein feines Leinen durchgeseiht worden sind. Die hierzu nöthige Quantität Wasser läßt sich nicht bestimmt angeben, weil die Leime sich nicht ganz gleich sind, und einer mehr Wasser als der andere erfordert. Man bestimmt die nöthige Wassermenge dadurch, daß man die vermischten Leime erkalten läßt. Sie müssen dann ein sehr lockeres Gelee, oder besser nur den Anfang eines Gelee bilden. Sind sie nach der

Erkaltung noch ganz flüssig, so setzt man das Gefäß, worin sie stehen, an das Feuer, und läßt etwas Wasser verdunsten. Sind die Leime im Gegentheil zu dick, so gießt man etwas warmes Wasser nach. Einige Versuche werden bald den nöthigen Grad der Flüssigkeit auffinden lassen.

Der so zubereitete Leim wird wieder erwärmt, daß man noch den Finger darinnen halten kann. Durch diese Operation verdunstet sich noch etwas Wasser, und daher muß man den Leim bey der ersten Operation so leicht flüssig haben, weil er sonst bey dieser zweyten zu dick werden würde, wodurch denn die mit ihm verfertigte Arbeit springen müßte. Nun nimmt man geraspeltes Holz, welches von allen Holzarten seyn kann, nur muß es auf einer sehr feinen Raspel gewesen seyn, oder, was das nämliche ist, feine Sägespäne, die durch ein härnes sehr feines Sieb durchgegangen sind, und knetet sie in den Leim. Diesen Brey gieße man in die Formen von Gips oder Schwefel, die vorher mit Lein- oder Rußöl bestrichen worden sind, auf die nämliche Art, als man

Gips in sie gießt. Man muß diese Masse mit der Hand in der Form ausdrücken, damit sie alle Räume wohl ausfüllt. Nun bedeckt man die Form mit einem bedölkten Brette, beschwert dieses, und läßt den Guß trocknen. In einer Darre geht dies sehr schnell. Ist der Guß trocken, so schneidet man die Rath und jeden unnöthigen Ausfluß der Verzierung weg, leimt sie auf die Möbeln, und überzieht sie nun mit einem Lack, oder vergoldet sie. Es gehört viel Aufmerksamkeit dazu, ja man muß gewissermaßen darum wissen; um solche Arbeiten von ächten Bildhauerarbeiten zu unterscheiden.

Ich habe auch Versuche gemacht ganze Figuren auf diese Art zu gießen. Sie glückten mir ebensowohl, als bloße Verzierungen, nur hatte ich mehr Mühe damit. Ich mache erstlich eine Masse, wie ich so eben beschrieben habe, aus sehr feinem Holzmehl. Von dieser gieße ich eine Lage von ungefähr zwey Linien Dicke in jeden Theil der Form, und lasse sie beynahе ganz trocknen. Während dieser Zeit bereite ich eine andere Mas-

fe aus groben Sägspänen zu, die durch ein gröberes Sieb als bey der feinen Masse durchgeseiht worden sind, und wozu statt des flandrischen Leims gewöhnlicher Leim mit dem Zusatz von $\frac{1}{8}$ Hausenblase genommen worden ist. Ich setze nun zuerst zwey Theile der Form zusammen, und gieße in die Fugen feine Masse, die sehr dünn ist. Gewöhnlich streiche ich sie mit dem Pinsel ein. Den leeren Raum zwischen den zwey Formen gieße ich mit grober Masse aus. Nun setze ich auf die nämliche Art das dritte und die anderen Stücke der Form an, bis die ganze Figur vollendet ist. Ich lasse nun den Guß trocken werden, und erhalte dann eine so schöne Figur, als sie der geschickteste Bildhauer nur verfertigen könnte. Ja, sie ist vielmehr noch schöner, reiner und zarter. Wo der Guß zwischen die angelegten Theile der Form ausgelaufen ist, schneide ich diese Auswüchse mit der Spitze eines scharfen Messers oder Federmessers weg, oder feile sie mit kleinen Feilen ab. Man bringt dies mit Messern sehr leicht fort, wenn man die Figur nicht zu sehr trocken werden läßt. Es gehört überhaupt Übung

bazu, daß man den rechten Punkt der Trockenheit trifft. Nimmt man die Figur aus der Form, ehe sie genug trocken ist, so wird sie entstellt und verdorben; ist sie zu trocken, so kann man die Ausflüsse an den Fugen nur mit der Feile wegbringen, was eine lange und mühsame Arbeit ist. Trifft man im Gegentheil den rechten Zeitpunkt, so läßt sich der Guß wie ein Wachs behandeln, vorzüglich wenn das Holz recht fein gemahlen oder geraspelt ist. Man trocknet hierauf die Figuren in einer Darre vollends ab, und so bekommen sie eine Festigkeit, wie man sie sich kaum vorstellen wird. Man lackirt sie dann, und so sind sie dann gegen alle schädlichen Einwirkungen der Nässe und Trockenheit gesichert.

. Ich bediene mich deswegen des flandrischen Leims, weil der gewöhnliche Leim eine zu dunkle Tinktur hat, und also immer zwischen dem Holze hervorsteht würde. Der flandrische Leim hingegen ist beynabe ohne alle Farbe und deswegen zu solchen Zwecken, als die beschriebenen sind, der brauchbarste.

Ich wollte nun auch versuchen, ob die gegossenen Holzfiguren durch Feuchtigkeit oder zu große Trockenheit der Luft litten. Ich stellte daher folgende Versuche an.

Erster Versuch.

In eine große Glocke voll atmosphärischer Luft stellte ich zwey gegossene Holzfiguren. Eine war lakirt, die andere nicht, Ich stellte unter die Glocke ein Hygrometer von Saussure und ein Gefäß voll Wasser; nachdem ich die Wände der Glocke selbst naß gemacht hatte. Bald hatte sich die Luft mit der Feuchtigkeit gesättigt, und das Hygrometer zeigte hundert Grade. Ich bemerkte keine Veränderung an der lakirten Figur, und die andere zeigte nur den schwachen Anfang einer Auflösung des Leims. Wenn man auf letztere mit dem Finger rührte, zeigte sich ihre Oberfläche ein wenig klebrig, aber übrigens war sie nicht entstellt.

Zweiter Versuch.

Ich stellte hierauf meine zwey Figuren und das Hygrometer unter eine ganz trockne Glocke, unter welcher ein Gefäß voll kalz

zinirter Potasche stand. Die Feuchtigkeit der Luft und die sich aus den Figuren noch entbindende wurde bald verschluckt, und das Hygrometer zeigte Null. Um mich zu überzeugen, daß alle Feuchtigkeit aus der nicht lakirten Figur verschwunden war, ließ ich die Figuren vier Stunden lang so stehen. Das Hygrometer zeigte immer Null, und als ich meine Figuren endlich besichtigte, hatten sie nicht das mindeste gelitten.

Dritter Versuch.

Ich wiederholte den ersten Versuch noch einmal, um die zwey Figuren so viel Feuchtigkeiten als möglich verschlucken zu lassen. Als der Hygrometer hundert Grade zeigte, zog ich sie unter der Glocke hervor, und setzte sie in eine Darre, deren Temperatur fünfzig Grad Reaumur = Thermometer zeigte. Die nicht lakirte ward ohne zu borsten trocken, und die andere zeigte einige Weichheit des Laßs. Aber diese Weichheit war beträchtlicher, als wenn man einen lakirten Körper erwärmt, rührte folglich von der Nässe vor der Wärme her.

Diese Versuche scheinen mir hinreichend zu beweisen, daß nach meiner Art aus Holz gegossene Figuren auch dauerhaft sind, denn in unserm Klima steigt das Thermometer nie auf funfzig Grad. Diese Figuren haben überdies noch den Vortheil, daß keine Stücke abspringen, wie bey denen, die aus Holz geschnitz sind.

Meine Erfindung ist auf jeden Fall von großer Wichtigkeit. So sind z. B. in großen Spiegelfabriken die Verzierungen sehr schlecht, weil sie nicht hoch bezahlt werden. Nach meiner Erfindung aber kann man die schönsten Verzierungen auf die wohlfeilste Art in Menge erhalten, denn in einer Form lassen sich ja Hunderte von Figuren abdrucken.

Auch bey eingelegten Holzarbeiten lassen sich Gasse gebrauchen. Man gießt die verschiedenen Theile aus den verschiedenen farbigen Hölzern und setzt sie dann zusammen.

V.

N a t u r g e s c h i c h t e.

Fortsetzung der Extreme und ihrer Verwandtschaft.

22) Ein sehr schnell bewegter Körper scheint still zu stehen, weil ihn das Auge in keinem der Punkte, die er durchläuft, fassen kann. Es bringen also die äußerst schnelle Bewegung, und der Stillstand eines Körpers gleiche Wirkungen auf uns hervor.

23) Ein sehr langsam bewegter Körper scheint ebenfalls in Ruhe zu seyn. So ist die Bewegung des Stundenzeigers der Uhr von uns unmerkbar. *)

24) Aeußerste Schnelligkeit und Langsamkeit in den Wirkungen der Natur empfinden unsere Sinne nicht.

*) Nach Kästners Berechnung wird dem Auge die Bewegung eines Körpers nicht merkbar seyn, wenn sich sein wahrer Weg zu seiner Entfernung wie 727 : 10000000 oder fast wie 1 : 1375 verhält.

25) Uebermäßiger Schmerz und Vergnügen erregen Betäubung, Unempfindlichkeit, Sinnlosigkeit, Verrückung und selbst den Tod.

26) Zu viel und zu wenig Schlaf schadet der Gesundheit.

27) Wer die Freuden der Liebe nie schmeckte, begehrt sie nicht; und wer sie ganz erschöpfte, wird ihrer überdrüssig, und sie haben keinen Reiz mehr für ihn.

28) Ein weicher Körper hemmt eine abgeschossene Kugel, und vernichtet ihre Kraft eben so wohl, als eine dicke Eisenplatte.

29) Das äußerste Vergnügen erzeuget Schmerz.

30) Ein konvexer Spiegel und konkaves Glas verkleinern die Gegenstände.

31) Ein konkaver Spiegel und konvexes Glas vergrößern.

32) Gewisse Substanzen sind durch saure Salze sowohl als durch alkalische auflösbar.

33) Außer den Salzen und Metallen sind viele Fossilien, welche eine gewisse Form erhalten, wenn sie gegossen werden und wiederum erkalten, sowohl als durch ihre Auflösung in wässerigten Menstruen.

34) Wenn man ein Metall in ein heftiges Feuer bringt, so wird es flüssig, und verliert seine Dichte, weil die Menge Feuertheilchen, die es durchdrungen, seine Theile getrennt haben, und ihr Anziehen und Wiedervereinigen verhindern. Auf gleiche Art trennen sich seine Theilchen, sondern sich von einander ab, und machen einen Kalk, wenn man es durch Säuren seines Brennbaren beraubet, oder der Feuertheilchen, welche seine Bestandtheile zusammenhielten und ihm zum Glut en dienten. Giebt man ihm das Phlogiston wieder, so wird dieser metallische Kalk wieder ein wahres Metall.

35) Man läßt Flüssigkeiten gefrieren, indem man sie in ein Gefäß thut, das mit Eis, Schnee, Salpeter u. s. w. umgeben ist. Auf gleiche Art und noch geschwinder wird das Gefrieren bewirkt, durch die Ver-

dunstung des Ether's an der Oberfläche des Gefäßes. Der Ether entführt mit sich nach den Gesetzen der Affinität die Feuertheilchen, welche die Flüssigkeit erhalten.

36) Man weiß aus der Ballistik, daß ein Geschütz am weitesten trägt, wenn es auf 45 Grade gerichtet ist. Die von diesem gleichweit entfernten Grade geben gleiche Würfe; z. B. der 30. und der 60. Grad.

37) Es ist bekannt, und neuere Schriften bestätigen es, daß die Nachbarn der Pole und des Aequators nicht viel Empfänglichkeit für die Wissenschaften haben.

· S — 8.

VI.

Ursprung der Elektrizität.

Die wichtigsten Dinge in der Welt haben oft einen kleinen Anfang. Wer kennt heut

zu Tage nicht den Bernstein, den unsre Ostsee an ihren Ufern ausspühlt, und wovon unsre Damen die schönsten Perlen um den Hals tragen. Nach der allgemeinen Meinung hält man ihn für ein im Wasser verhärtetes Harz. Sechshundert Jahre vor Christi Geburt machte einer der sieben Weltweisen Griechenlands, Thales von Milet, die Bemerkung, daß dieser Stein, wenn er stark gerieben wird, leichte Körper an sich zieht. Der weise Mann war über diese Erscheinung so verwundert, daß er sich einbildete, der Stein müsse wohl gar lebendig seyn. *) Auch Plutarch schrieb ihm daher etwas Geist- oder Flammenartiges zu. **) Und nach dem Zeugnisse des Plinius, ***) haben die Weibspersonen in Syrien diesen Stein, woraus sie Wirbeln an ihre Spindeln zu machen pflegten, Harpaga, den

*) Diog. Laert. in Vit. Thaletis, p. 16. l. 1. segm. 24.

**) Quaest. Platon. Tom. 2. p. 1005.

***) Plutarchs Historie, 37ster Band, 2tes Hauptstück.

an sich reißen, genannt, und sich dabei ohne Zweifel das Bild eines feurigen Jünglings gedacht, dessen elektrische und magnetische Kraft die Desorganisationen unserer Zeiten bestätigen.

Der Bernstein heißt in der griechischen Sprache Elektron; daher kommt das Wort Elektrizität (Bernsteinkraft), welches also ursprünglich die Eigenschaft des Bernsteins, leichte Körper an sich zu ziehen, bezeichnet.

Jedermann kann diesen Versuch machen. Hat man keinen Bernstein, so reibe man Pech, Siegellack, Glas u. s. w. nur auf dem Rock, und halte es über Haare, Strohhälmchen oder Staub, es wird sie anziehen, wie der Magnet das Eisen.

Wer hätte es denken sollen, daß diese unbedeutende Erfahrung auf die Spur leiten würde, eins der größten Geheimnisse der Natur zu erforschen, das Gewitter zu erklären und im Kleinen nachzuahmen, ja sogar unsre Häuser gegen die Gefahr des zündenden Blitzstrahls zu waffnen? —

Man vergaß dieses Spielwerk. Erst zweytausend Jahre nachher wiederholte es der Engländer Gilbert, welchen daher Priestley den Vater unsrer Elektrizität nennt, ob er gleich sein Kind noch sehr ungebildet zurückgelassen hat. Man bemerkte inzwischen damals schon, daß diese Bernsteinkraft in einem geringeren oder größeren Grade mehreren Körpern eigen sey, daß sie durch Reiben elektrisch werden.

VII.

A n d r e a s R o y e,

geboren 1586, gestorben 1657. Einer der verdienstvollsten Rigenfer.

Er war ein Sohn des rigischen Rathsherrn und Praefectus portorii Andreas und der Anna Rigemann. In seiner Jugend besuchte er die rigische Stadtschule, und hierauf noch ein Jahr das thorensche Gymnasium; ging darauf 1611 nach Rostock, wo er die Rechte studierte. Im Jahr 1613 durchreise

te er Pommern, Polen, Schlesien, ging dann über Leipzig nach Jena, wo er noch zwey Jahre blieb, und damit seine akademische Laufbahn endigte. Im Jahr 1615 berief ihn der rigische Magistrat zum Secretarius aulae, d. i. zu dem am königlich polnischen Hofe die rigischen Angelegenheiten betreibenden Sekretair; denn die Stadt sahe sich damals wegen der häufigen Anfechtungen genöthigt, einen solchen zu halten. Er ging nun nach Warschau, und betrieb daselbst die Geschäfte der Stadt vier Jahre lang mit aller Treue: kaum aber war er 1619 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, als er aufs neue nach Warschau reisen mußte, um die Sachen der Stadt wider die Jesuiten zu führen; welches er auch mit Glück verrichtete. Im Jahr 1620 heirathete er seine erste Frau Anna Ulrich, eine Tochter des verdienstvollen Syndikus, nachherigem Bürgermeister, königl. schwed. Hofrath und Vizepräsident des dörptschen Hofgerichts, Johann Ulrich, dem Gadebusch in seiner Bibliothek Th. 3. S. 76. sein verdientes Lob ertheilet.

Die Verdienste unsers Andreas Røye wurden nicht unbelohnt gelassen; denn 1926

wurde er Obersekretair in seiner Vaterstadt, 1630 Syndikus, 1642 Rathsherr, endlich Bürgermeister, und während des letzten Amtes dreyimal Burggraf. Da er zu der Zeit lebte, als Riga aus polnischer unter schwedische Oberherrschaft kam; so läßt sich leicht denken, wie viel Sorge und Mühe dazu gehörte, das Interesse der Stadt in Acht zu nehmen. Und hier ließ er sich unverdrossen finden; denn er hat zum Besten der Stadt zwanzig Gesandtschaften nach Polen und Schweden verrichtet.

Gustav Adolph erkannte seine Verdienste und donirte ihm 1624 das Gut Testama; und Christina erneuerte seinen alten Adel.

Seine Familie erlosch nach ihm von der Schwerdtseite, denn von seinen beiden Söhnen starb der älteste jung, und der jüngere in königl. französischen Diensten, unter der Garde. Testama fiel durch Verheirathung seiner Tochter Anna an Paul Helmersen, Assistenzrath und Stammvater der jetzt noch blühenden helmerschen Familie. Koenholm, ohnweit Riga, hat von dieser Familie, die es ehemals besaß, seinen Namen.

VIII.

Berichtigung.

Im Archiv, Monat Juny d. J. S. 224 wird der Gemalin des Kanzlers Bestusche w erwähnt. Hier folgt eine nähere Anzeige:

Sie hieß Anna Katharina v. Böttiger geb. 1693 d. 6. August. Ihr Vater, Joh. Friedrich v. Böttiger, war vor der Dethronisirung des Königs von Polen August des 2. dessen Minister in Danzig, nachher Russisch Kaiserl. Minister bey dem niedersächsischen Kreise in Hamburg. Er besaß das Gut Böttigersholm auf der Insel Fühnen im Amte Odensee. Seine Tochter, die obbenannte A. K., wurde auf diesem Gute an den Großkanzler Alexei Bestusche w Riumin verheirathet. Sie starb bey ihrem Gemal im Exil, und blieb bis ans Ende lutherisch (vid. Büschings Magazin Th. II. No. 3. p. 426). Als Peter der Große in Hamburg war, wohnte er eine Zeit lang mit seiner Gemalin Katharina I. in dem böttigerschen Hause, und beschenkte diesen Minister mit seinem in Diamanten gefaßten Brustbilde.

Der Sohn des Ministers, Gottfried v. B., war Ruß. Kaiserl. Oberster bey dem öfelschen Kürassierregiment, und starb 1745 in Riga. Dessen Sohn Alexius Gottfried wurde 1783 in die livländische Adelsmatrikel aufgenommen.

B.

Nordisches Archiv

vom Jahre 1807.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Viertes Bändchen.

Oktober, November, Dezember.

R i g a,

in der Expedition des nordischen Archiv's.

Inhalt des vierten Bändchens.

O k t o b e r.

	Seite.
I. Epistel an meinen Freund M—r. : : : :	1.
II. Ueber das Spiel. : : : :	6.
III. Schreiben aus Paris. : : : :	28.
IV. Ueber die Moldau und Wallachey; von James Thornton, Esq. : : : :	42.
V. Toilettenkünste der Pariserinnen. (Aus den französischen Miéjellen.) : : : :	60.
VI. Unterredung des Königs von Schweden mit dem Reichsmarschall Brüne. : : : :	70.

N o v e m b e r.

I. Der Zankapfel unter den Völkern oder was schuf und unterhält den englisch-französi- schen Krieg? und wie kann er beendigt werden? : , : : : : : :	81.
---	-----

	Seite
II. Bagatellen. / / / / / /	131.
III. Edelmuth des verstorbenen Fürsten Sacken.	142.
IV. Auszug eines Schreibens aus London vom 25sten September. / / / / /	154.

D e z e m b e r.

I. Gavriila Chabarow's seltsame Reise nach dem Nordpol. / / / / / /	161.
II. Schicksal der Brancovane und Kantakuzene.	183
III. Die Republik der sieben Inseln. /	198.
IV. Ueber Nationalität. / / / /	222.
V. Seltener Abscheu vor Gegenstände verschiede- ner Art. / / / / / /	237.
VI. Taschen-Apparat der sauern Räucherungen	238

XVI, 125.

Nordisches Archiv.

Monat November

1807.

Riga,

in der Expedition des nordischen Archiv's.

Das nordische Archiv erscheint in monatlichen Heften. Drei Hefte machen ein Bändchen, und zwölf einen Jahrgang aus, dessen Preis zu 10 Rubel bestimmt ist.

Die Hauptexpedition für ganz Rußland hat das Kaiserl. Gouvernements-Postamt in Riga übernommen. Aus umliegenden Gegenden wendet man sich directe an die Verlagshandlung selbst. Zweckmäßige Beiträge werden unter derselben Adresse eingesandt und wie bisher nach Kräften honorirt.

Riga, im November
1807.

Die Expedition des N. U.

Inhalt.

	Seite.
I. Der Zankapfel unter den Völkern oder was schuf und unterhält den englisch-französischen Krieg? und wie kann er beendigt werden? : , : : : : :	81
II. Bagatellen. : : : , : :	131
III. Edelmuth des verstorbenen Fürsten Sacken.	142
IV. Auszug eines Schreibens aus London vom 25ten September. : : : : ,	159

Nordisches Archiv.

Monat November 1807.

I.

Der Zankapfel unter den Völkern, oder was schuf und unterhält den englisch-französischen Krieg? und wie kann er beendigt werden?

Furchtbar schwingt der rauhe Mars den furchtbaren Scepter, grauſig tönt die Klage, der Fluch der Verzweiflung, denn im Gefolge des Gewaltigen mähet der Tod die schönen Saaten der Menschenfreuden, der Menschenhoffnungen und des Menschenlebens.

6

Fast alle Theile der bekannten Welt sind — direkt oder indirekt — verflochten in den allgemeinen Kampf, oder werden es noch.

Europäer und Asiaten betreten die Schlachtgefilde, aber unter sie mischen sich allmählig die Unterthanen oder Soldner der streitenden Gewalten aus den drey übrigen Welttheilen.

Noch stehen für diesen Augenblick unter den Europäern die Oesterreicher friedlich und unthätig da; aber wer bürgt für die Zukunft?

Dännemarks Bewohner sehen bangend in die Folgezeit, denn fremde Völker stehen an den Grenzen; Britten haben ihre Hauptstadt und ihre Flotte besiegt; das Heer Oesterreichs zieht sich zusammen. Ob zur Bewahrung der Neutralität, oder zum ernstesten Kampf: Wer mag die Ereignisse der nächsten Monate mit Gewißheit voraussagen?

Allgemein ist dann der Hader, um alle Theile schlingt sich die eberne Kette der

Zwietracht. Vom Westen zu Osten, vom Süden zum Nord klirren die Waffen, ruzmört der Trommelwirbel, schmettert die Trompete, hie und da toset der Donner der Schlacht und die Völker heben oder schäumen, heulen oder knirschen.

Frage, warum sie kämpfen? und die Antwort ist: Um den Frieden! Wunderbar, höchst wunderbar! Darum also stehen Millionen unter den Waffen, darum rüsten sich Welten zum Streit und furchtbare Heere stehen einander gegenüber. Man zerstört um zu vollenden, tödtet um zu beleben..

Deshalb ziehen von allen Richtungen her Heerschaaren zu Roß, zu Fuß und zu Schiffe, überschwemmend die Erde und das Meer.

Kämpft um den Frieden! gebieten die Götter der Erde, und vom Halse des liebenden Weibes, aus dem umschlingenden Arm der weinenden Braut, vom Busen lieblicher Kinder reißt sich der ernste Krieger, ergreift die mordenden Waffen, und eilt da-

hin aus der glücklichen Stille des Lebens in das wüthige Tosen der Vernichtung.

Gebt euer Eigenthum oder sterbt! rufen wilde Schaaren dem wehrlosen Bürger zu, und seufzend überliefert der Aermste den Ungestümen die Frucht seines Fleißes; hier flieht der sonst zufriedene Landmann halbnackend aus der zerstörten Waterhütte; da wimmern verlassene hungernde Waisen um Brod; dort strebt die loderende Feuersäule knisternd herauf zum gerötheten Horizont, verschlingt mit ihrem Geprassel das Geheul der Verzweifelten und beleuchtet die gräßliche Scene.

Hier trägt die Welle todtte Körper ans Ufer, und dort sind meilenlange Gefilde mit Leichen bedeckt; dort trinkt die Erde das Herzblut der Kämpfer, und hier sind die Meereswellen davon geröthet; stöhnend haucht jener Gefallene sein quaalvolles Daseyn aus, und in einem Fluch zerrinnt das Leben des Verstümmelten.

Mangel, Verheerung und Tod wandeln

Hand in Hand, brüderlich durch die bebende Welt. Hier fracht aus tausend Feuerschlünden der Tod, dort schwingt der Bruder gegen den Bruder das blitzende Schwert, die Sichel der Verwufung, und dort stößt der Mensch grimmerfüllt das schneidende Bajonet in die Eingeweide des Menschen.

Alles, alles des Friedens willen!

Aber wo Friede seyn soll, ist zuvor Krieg. Er ist, das fühlt jedes Individuum.

Warum ist er? Eine sehr natürliche Frage, die natürlichste; es giebt keine, die mehr an ihrem Plage wäre, als diese hier und jetzt. Menschen, die ehedem auch nicht den entferntesten Antheil nahmen bey den Welthändeln, denen jedes einzelne Wort, gesprochen über Politik, anefelte, sind in diesem Augenblick von der Gewalt des nahen Interesses angezogen, sich zu belehren, zu fragen nach der Ursache des allgemeinen Zwistes. Sie streben, zu erfahren, warum sie getrennt werden von den geliebten Eltern

oder Kindern, warum ihre Söhne bluten, warum sie selbst darben und erkranken in der Nähe des Mordschauplatzes.

Nur wenige sind vollkommen vertraut mit den Gründen des Krieges. Nun, wer sie kennt, lese diesen Aufsatz nicht, er wurde für sie nicht geschrieben; er ist berechnet auf die übrigen Theile der Menge, denen man nur die Wirkung statt der Ursache zeigte, oder die bey dem besten Willen eine trübe Ansicht der Dinge erhielten.

Ohngeachtet Preussen, Rußland und Schweden gegen Frankreich kämpften, so ist es doch unwidersprechlich gewiß, daß Franzosen und Britten die Hauptfiguren im Gemälde und andere Mächte nur Nebenindividuen sind; deshalb reduzirt der unbefangene Sachkundige den gegenwärtigen Kontinentalkrieg auf den englisch-französischen; auf ihn und auf sonst nichts ist er basirt. Franzosen und Britten nur — jene Niesennationen der neuen Welt — streiten wider einander; jeder andere Kampf hängt an diesem; jede kriegerisch auftretende Na-

tion ist ein Mond, der von diesen Sonnen sein Licht erhält. Was sonst gegen Frankreich kämpft, ist die Auxiliarmacht der Insulaner; was mit ihm wogt, ist sein Verbündeter. Alles geschieht für den Gewinn der Hauptnation, wenig für sich selbst.

Und welches Ziel verfolgt Frankreich im Kontinentalkriege? Es mehrt die eigene Kraft und Haltbarkeit im Siege über den europäischen Norden im Allgemeinen; im Besondern aber gewinnt es, indem England in seinen Allirten geschlagen wird; es streitet auf dem festen Lande gegen Britannien, da seine Seemacht nicht zureicht, den Kampf auf den Meeren gegen die Universalgewalt Englands auf diesem Elemente fortzusetzen. Als Kaiser Napoleon den Plan aufgab, auf den Küsten von Britannien zu landen und — wie er sagte — England in England zu besiegen, da substituirte er ihm seinen gegenwärtigen, siegend die Häfen des Kontinents dem Feinde zu schließen, ihm so seine großen Existenzmittel zu schmählern und ihn zum Friedensschluß zu zwingen. England lebt in und durch seinen Welthandel, wer

ihm diesen verringert, bekämpft es, zwar indirekt, aber ziemlich sicher. So schloß der Kaiser, und niemand darf seine Logik tadeln, wenn gleich die Bewohner des Nordens darum schuldlos aus tausend Wunden bluteten.

Gehen wir zurück auf den Feldzug von 1805, und dieselben Erscheinungen treten, uns ansprechend, hervor.

Der Friede von Amiens war im Jahre 1802 unter England und Frankreich geschlossen, und der große Mann, der als Held auf dem Schlachtfelde zuerst Frankreichs wirkliche (sonst nur erträumte) Freiheit begründete, gab auch als Staatsmann im Kabinet dem neuen Reiche Ruhe und die Hoffnung auf innere Kraft und dauernden Wohlstand; aber der Friede bestand nur kurze Zeit; scheinbarer Vortheil im Kampf bestimmte den Sully Englands, W. Pitt, zu neuen feindlichen Schritten. Alle öffentlichen englischen Blätter schmähten auf Bonaparte, der davon jedoch keine Notiz nahm; aber als die von ihm nach der In-

sel gesandten Handelsagenten zurückgeschickt wurden, als ob sie Kundschafter wären, dann untersagte er die Einfuhr englischer Waaren, traf Vorkehrungen gegen den Schleichhandel und beyde Mächte nahmen nun ihre auf Fehde berechneten Maaßregeln. Der Krieg begann.

Naparte, entschlossen, dem Feinde mit aller Kraftanstrengung zu begegnen, beschloß eine Landung in England, und ergriff mehrere andere, zu diesem Zweck führende Maaßregeln. Nachdem er die Kaiserkrone von Frankreich und die königliche von Sardinien auf sein Haupt gesetzt, Ligurien mit Frankreich vereinigt und einen seiner Verwandten zum Fürsten von Eufka und Piombino eingesetzt hatte — alles um sein Ansehen und seine Macht auf dem Kontinent zur Vergrößerung des Feindes zu vermehren — ging er selbst nach der Küste, die beabsichtigte Landung zu bewerkstelligen; aber schon in dem ersten Schritte auf dieser Laufbahn sah er sich plötzlich durch Oesterreichs und Rußlands Kriegsrüstungen — die nur gegen Frankreich gerichtet seyn konnten — aufgehalten.

Oesterreich, das in dem letzten Friedensschluß mit Frankreich bedeutend verloren, hatte schon längst dem Wachsthum Frankreichs und besonders seiner Ausdehnung in Italien an seinen eigenen Grenzen mit Verdruß zugehört; nun kamen die Krönungen und Einverleibungen hinzu; die Gefahr schien dringender zu werden; man beschloß den Krieg, aber man beschloß ihn auch nur, denn die Ausführung erheischte pekuniäre Mittel, und an diesen litt man Mangel. Aber England begleitete seine dringenden Aufforderungen zum Bündniß gegen die Franzosen mit bedeutenden Subsidienofferten. Das entschied. Rußland, gleichfalls von England durch Unterstützungsversprechungen aufgefordert, verband sich auf der einen Seite mit Oesterreich, auf der andern mit dem, England verbündeten, Schweden. Man forderte, Frankreichs Kaiser solle Frieden mit England schließen; so geneigt dazu Napoleon schien, so wollte er ihn nicht auf die von Pitt vorgeschlagenen Bedingungen.

So war der neue Krieg bloß eine Diversion zu Gunsten Englands, und also indirekt der englisch-französische Krieg.

Aber die Lage von Ulm und Austerlitz und der preßburger Friede machten dieser Filialfehde ein Ende und die beyden großen Völker schlugen sich wieder solo. Und warum bekämpften sie sich? Was unterhält diesen nun schon — mit Ausnahme der kurzen Frist des Friedens von Amiens — 14 Jahre dauernden Kampf?

Es ist nicht übel — wenn auch nicht erfreulich — so von Glied zu Glied an der Kette hin zu wandern, bis man am Ende das letzte erreicht.

Was — fragte ich — unterhält diesen Krieg?

Frankreichs Interesse heißt: Schiffahrt, Seehandel, Kolonien! England aber glaubt, ihm das alles nicht gestatten zu dürfen. England ist ein Kaufmannsstaat, dem daran gelegen ist, jeden Keim, aus dem einst ein Nebenbuhler hervorgehen könnte, zu vernichten. Erlaubt Britannien — so schließt der Engländer — Frankreich die Konkurrenz im Handel, in der Schiffahrt, so wird

seine Existenz schwieriger; hat Frankreich Kolonien, so geht England unter! Das ist der Inbegriff der brittischen Politik.

Frankreich besaß vor der Revolution bedeutende Kolonien; jetzt sind sie größtentheils verloren; daß es sie nicht wieder zurückgewinne, will England mit Anstrengung aller Kraft verhindern; damit es nicht Antheil nehmen könne an dem einträglichem Welthandel: das ist die Tendenz Englands wider Frankreich in gegenwärtiger Fehde. Besonders ist jetzt die Insel St. Domingo das Hauptaugenmerk Englands; diese Kolonie muß für Frankreich verloren bleiben; sie darf durchaus nicht kultivirt werden — so meynt der Verfasser des neuen Leviathans und mit ihm jeder Sachkundige — England will lieber eine Negerrepublik auf dieser Insel sehen, als irgend einen gesellschaftlichen Zustand, wodurch sein Universalhandel- und Kreditssystem gefährdet würde; denn wenn auch die Negerrepublik ihm einst gefährlich war, so ist sie es doch nicht immer, nicht jetzt und nicht in einem so hohen Grade, als ob die Insel das Eigen-

thum hellsehender Völker wäre. Diese wichtige Insel selbst zu erobern, hat es alle Hoffnung aufgeben müssen. Zwar meynen einige Leute: Malta sey das eigentliche Object des jezigen Krieges; aber was ist den Malta? Eine Festung im Meere.

Wenn aber das ganze Land, in oder auf dem eine Besse liegt, verloren ist, nicht mehr streitig gemacht werden kann, so hat die Festung selbst keinen Werth mehr. Das begreift Jedermann. Eben so verhält es sich mit dieser Festung; sie ist im Meere gelegen, und dieses Meer ist gegenwärtig fast ausschließlich das Eigenthum der Britten: So hat dieser Felsen, wenn man St. Domingo hinweg denkt, für Frankreich nur eine äußerst geringe Wichtigkeit.

Wollte also die französische Regierung ihre Ansprüche auf St. Domingo aufgeben, so wäre der jezige Kampf am Ende; aber Frankreich kann diesen Anspruch nicht einstellen, will es nicht alle Vortheile, in der Revolution erworben, will es nicht alle Hoffnung auf Wohlstand, welcher stets der

Gefährte des blühenden Welthandels ist, opfern. Den sogenannten Expeditions- handel haben die Franzosen von Anbeginn keinem Volke streitig gemacht, sie haben ihn stets den Engländern und Holländern überlassen; ohnstreitig, weil er der Neigung und der Fähigkeit des Volkes nicht angemessen ist. Sollen die Franzosen sich für immer auf den innern Handel reduzirt sehen, so müssen sie entweder mehrere Bedürfnisse entbehren, oder von Britannien abhängig seyn und bleiben, das in diesem Falle über Frankreichs Staatskraft nach Gutdünken schaltet und waltet. Die Franzosen müssen wünschen, Theil am Welthandel zu nehmen, der ausschließlich in Englands Händen ist; ihre Nationalfreyheit, ihr innerer Wohlstand hängt davon ab, sie haben ihn ehedem mit andern Völkern getheilt, und so erscheint es als sehr natürlich, daß Frankreich den Verlust von St. Domingo weder verschmerzen will noch kann, und daß es mit Anstrengung aller Staatskräfte den Krieg fortsetzt, um jene wichtige Insel im Kampfe mit England wieder zu gewinnen.

Man darf nur auf die Entwicklung,

welche Europa im Allgemeinen und Frankreich im Besondern seit drey Jahrhunderten in ihren Bedürfnissen erhalten hat, einen forschenden Blick werfen, um die Richtigkeit jener Behauptung sogleich zu finden, um einzusehen, daß es auf dem ganzen Erdball keine Entschädigung für St. Domingo giebt. Darum ist es kein Wunder, wenn Alles, was seit Jahren in England und Frankreich sich ereignet, sich auf das Allerbestimmteste um die ewige Entziehung und um die Wiedereroberung jener Insel dreht. Um nicht einmal für allemal von der Liste der Seemächte gestrichen zu werden, wendet Frankreich alle Kräfte auf; um seine Verfassung und seinen Kredit zu erhalten, will England lieber das Aeußerste befürchten, das Höchste wagen, als eine Wiedereroberung dieser Insel gestatten, deren ruhiger Anbau unter französischer Herrschaft seinen unabwendbaren Verfall herbeiführen würde.

Könnte Frankreich eine Negerrepublik auf St. Domingo dulden, so würde England dem Kaiser Napoleon zu jeder Unternehmung auf dem Kontinent gern und

willig die Hand reichen; denn die Verhältnisse der Kontinentalmächte interessiren England nur, insofern sie seine Seemacht beschützen, und es kennt, seinen Vortheil allzugut, um nicht zu finden, daß es eine große Superiorität über die beste Macht auf dem festen Lande hat, so lange der Alleinhandel mit Kolonialprodukten in seinen Händen ist. Doch Frankreich wird schwerlich oder niemals ein solches Opfer bringen, weil das ganze feste Land ihm kein Ersatz für St. Domingo ist. Das scheint übertrieben, aber bey näherer Beleuchtung findet man die einfache Wahrheit. Durch Erschaffung einer Universalmonarchie im eigentlichen Sinne verlore Frankreich nur seine Konzentrität; es würde nicht nur in eben dem Maaße schwächer werden, als es an Umfang gewönne, sondern es müßte auch in eine unendliche Abhängigkeit von England versinken, weil dieses Reich durch den fortgesetzten Universalhandel ewig das feste Land von Europa beherrschen wird; hier läßt sich an kein Aufhören denken, weil wir an die luxuriösen Erzeugnisse ihrer Kolonien gewöhnt sind, weil wir den Kaffee, die Ge-

würze durchaus nicht mehr entbehren können, da wir noch immer sogar nach ihren — zum Theil verbotenen — Fabrikaten, lüstern sind.

Nur, wenn wir uns mit unsern Bedürfnissen um ein Jahrtausend zurück versehen könnten, dürften wir unabhängig von England leben. Man glaube also, um seines Verstandes willen, ja nicht, daß Napoleon den Kontinent erobert, und seine Verwandte und hohen Diener zu Königen und Fürsten einsetzt, bloß um uns zu beherrschen. Nein, die Gewinnung des festen Landes ist immer nur ein Mittel zum Zweck, zur Besiegung Englands.

Denkt man — seit Jahren schon — St. Domingo hinweg, so giebt es keinen Gegenstand des Streites zwischen beiden Mächten, so ruhen allenthalben die Waffen, so ist jeder Antagonismus für den Augenblick ausgeglichen. England kann diese Insel entbehren, denn es hat kein Interesse, eine noch größere Menge von Artikeln des Luxus umkreisen zu sehen, so lange die, welche es zu

liefern fähig ist, für die Bedürfnisse Europa's hinreichen, wie es wirklich der Fall ist; Frankreich aber kann diesen Erdpunkt nicht entbehren, ohne im offenbarsten Nachtheil zu seyn, wie das schon oben erwiesen ist.

Darum also erobert Napoleon ein Stück des festen Landes nach dem andern, um die Häfen seinen Feinden zu verschließen, um ihren Absatz von Waaren aller Gattung zu vermindern, oder ganz zu verhindern. Leidet hier England fortwährend, so muß es sich zum Frieden neigen, so muß es an Frankreich die Kolonien in Westindien zurückgeben, so muß es die französische Regierung in der Wiedereroberung von St. Domingo — so oder so — unterstützen, so muß es die französische Handelskonkurrenz dulden.

Um nun Jedermann in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, ob ich jener Insel nicht einen zu hohen Werth verleihe, will ich die Leser im Geiste nach St. Domingo führen, will einigermaßen zeigen, wie es mit dieser Kolonie vor dem Ausbruch der

französischen Revolution stand; was sie war und — bey ungestörter Kultur — wieder werden kann, und welche Wichtigkeit sie als Objekt der Fortdauer des Krieges für einen Staat hat, dessen Wohlhabenheit am Kolonienbesitz hängt.

„Die Insel Hispaniola oder St. Domingo wurde von Colon auf seiner ersten Reise im Jahr 1492 entdeckt, und von ihm Hispaniola genannt. Da er aber nachher eine Stadt baute, die er zur Ehre seines Vaters Dominic, St. Domingo benannte: so wurde dieser Name erst auf das Viertel und endlich auf die ganze Insel ausgedehnt, so daß sie unter dem Namen St. Domingo eben so gut als unter jenem bekannt ist.“

„Die Insel, wovon ein Theil den Spaniern gehört, ist nächst Cuba die größte unter den Antillen. Sie erstreckt sich vom $17^{\circ} 37'$ — 20° nördlicher Breite, und von $66^{\circ} 35'$ — $74^{\circ} 15'$ westlicher Länge und ist von Osten nach Westen 426 englische Meilen lang, beynähe 124 Meilen breit. Sie

liegt in der Mitte zwischen Jamaika und Cuba gegen Nordwest und der Insel Porto-Riko, von der sie nur durch einen Kanal abge sondert ist, gegen Osten.“

„Das Klima ist außerordentlich heiß, wird aber durch Seelüfte abgekühlt und erfrischt. Da einige von den Einwohnern über hundert Jahre alt werden sollen, so hält man die Luft für gesund und schreibt solches großen Theils der herrlichen Abwechse lung der Hügel und Thäler, Waldungen und Flüsse zu, die sich überall dem Auge darstel len. Man hält diese Insel für die fruchtbarste und anmuthigste in ganz Westindien.“

„Die Wälder bestehen aus Kobläuben, Palmen, Ulmen, Eichen, Fichten und andern Bäumen, die höher und größer sind, auch schönere und wohlschmeckendere Früchte tra gen, als in den meisten übrigen Inseln. Vornehmlich gehören zu den letztern: Ananas, Drangen, Zitronen, Weinbeeren, Datzeln und Aprikosen.“

„Hier giebt es auch alle westindische Vögel.“

„In den Savannas oder Wiesen sieht man zahllose Heerden Hornvieh, die wild und frey im Lande herumlaufen.“

„In dem französischen Antheil sind so viele Pferde, daß alle ihre Kolonien damit versehen werden können, und ausserdem noch eine Menge wilder Pferde und Schweine, die von der Zucht, welche die Spanier hinüber geschafft haben, übrig sind.“

„Die Jäger schießen die Dachsen wegen ihrer Häute, was auch in Cuba geschieht. Kaum ein Land ist besser bewässert, sowohl durch Bäche als schiffbare Flüsse, die von Fischen wimmeln, so wie die Küsten von Schildkröten.“

„In dem Sande dieser Flüsse findet man Goldstaub und die Insel hatte ehemals Gold-, Silber- und Kupferbergwerke.“

„Die vornehmsten Waaren der Insel sind: Häute, Zucker, Indigo, Baumwolle, Kakao, Kaffee, Ingwer, Tabak, Salz, Wachs, Honig, Ambra und verschiedene Arten von Arzeneywaaren und Färbholz; aber es giebt hier wenig Korn.“

„Die Franzosen sollen den Spaniern an Zahl gleichkommen, oder sie gar übertreffen, doch beyde zusammen genommen sind lange nicht so zahlreich, als die Größe und der Fruchtreichthum der Insel ertragen könnte.“

„Dieses Land wurde von den Spaniern mit der äußersten Grausamkeit behandelt, indem sie in Schlachten und mit kaltem Blute nicht weniger als drey Millionen an Männern, Weibern und Kindern niedermachten, und auf diese Art die sämtlichen Einwohner (von denen ihnen doch viele bey ihrer ersten Niederlassung auf dieser Insel sehr freundschaftlich begegnet waren) vertilgten.“

„Die Spanier machten einst den Versuch, die Kolonien auf St. Christoph zu

zerstören, als diese Insel zwischen den Franzosen und Engländern getheilt war; aber diese Unternehmung zog ihnen eine sehr strenge Rache zu. Denn verschiedene von den französischen Einwohnern, die aus St. Christoph vertrieben, und dadurch in sehr kümmerliche Umstände gerathen waren, fingen an, auf verzweifelte Unternehmungen zu denken. Sie vereinigten sich mit einigen Engländern, Holländern und andern entschlossenen Leuten, und fingen einen Seeräuberkrieg gegen Spanien an. Anfangs begnügten sie sich mit der Wegnahme der spanischen Schiffe und Zerstörung ihres Handels; später aber landeten sie, durch ihre gelungenen Handlungen befeuert und verstärkt, auf dem festen Lande von Neuspanien, und sengten und plünderten das offene Land. Ihre Zahl und Kühnheit wuchs mit ihrem Glücke; vereint nahmen sie einige der stärksten Festungen und reichen Städte der Spanier (Portobello, Marakaibo und Campeachy) ein; selbst die Stadt Panama eroberten sie mit Sturm und verbrannten sie, nachdem sie eine Armee geschlagen hatten, die ihr zu Hülfe kam. In allen die-

fen und andern von ihnen eroberten Dörtern fanden sie unglaubliche Beute und begingen die unerhörtesten Grausamkeiten.“

„Eine andere Bande von diesen Seeräubern ging durch die magellanische Meerenge in die Südsee und machte die ganze Küste von Peru, Mexiko und Chili zu einem Schauplatz der Verwüstung, denn das Glück begleitete sie überall; weil sie sich stets so tapfer und geschickt benahmen, daß sie bey einer gerechten Sache den größten Ruhm verdient haben würden.“

„Diese Seeräuber, welche die Franzosen Flibustier, die Engländer aber Bukanier nennen, brachten oft ihre Prisen und Beute nach Jamaika, und bereicherten dadurch diese Insel; andere, die da fanden, daß die Spanier auf St. Domingo so schwach waren, daß sie einen großen Theil dieser Insel auf gewisse Weise verlassen hatten, machten solche zu ihrem Sammelplatz.“

„Die, welche Jagd trieben, fanden an den durch spanische Tyranney entstandenen

Wüsten, einen sehr guten Ort, ihr eigentliches Handwerk zu treiben. Zu diesen zwey Arten von Leuten kam noch eine dritte, nämlich einige Franzosen von den kleinen Antillen; diese sahen ein, wie viel zu gewinnen wäre, wenn sie Leute, die ausschweifend in ihren Ausgaben, und nicht sehr genau in ihrem Handel waren, mit dem nöthigen verfahren; sie erfuhren nächstdem, daß diese Insel den besten Boden von Amerika habe: daher begaben sie sich hieher und lebten hier wie Pflanzer und Kaufleute."

„Diese drey Arten von Leuten, die einander wechselseitig nützlich waren, lebten sehr einig mit einander; oft wurden sie zwar von den Spaniern vertrieben, allein verstärkt kehrten sie immer wieder zurück, und kaum konnten jene nur noch einen Theil der Insel behaupten."

„Der französische Hof sah Anfangs mit Stillschweigen dem Verkehr dieser Leute zu, und wenn Klagen einliefen, so mißbilligte er bloß; als aber später die Franzosen auf St. Domingo zahlreich, mächtig und reich

wurden, da erkannte er sie für Unterthanen, und sandte ihnen einen Gouverneur und regelmäßige Truppen, um sie bey ihrem Erworbenen zu schützen. Der alten Sitte, Seeräubern zu treiben, wurde noch eine Zeitlang nachgesehen, bis sich der Häutehandel bedeutend mehrte und die Pflanzungen sich ausbreiteten.“

„Endlich erhielt Frankreich ein gesetzmäßiges Recht, indem die Spanier in dem Ryswiker Frieden 1697 den nordwestlichen Theil der Insel förmlich an dasselbe abtraten.“

„Dies ist der beste und fruchtbarste Theil derselben und zugleich die vornehmste Kolonie der Franzosen in Westindien und ganz Amerika.“

„Diese Kolonie ist seit ihrer Besiznahme durch Frankreich sehr unterstützt worden; sie enthielt schon im Jahre 1726 — nach der Angabe mehrerer Schriftsteller — 30,000 Europäer und 100,000 Neger.“

„Vor dem Ausbruch der französischen Revolution zählte man an Einwohnern 600,000 Schwarze, 42,000 Weiße und 44,000 farbige oder braune Menschen.“

„Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schon wurden auf St. Domingo 60,000 Orhofs Zucker, jedes zu 500 Pfund, daselbst fabrizirt; der Indigo betrug an Werth halb so viel als der Zucker, und eine große Menge Baumwolle, Ingwer und Kaffee wurde nach Frankreich versandt.“

„Der Kaffee ist seit jener Zeit außerordentlich in Aufnahme gekommen, so wie auch jeder Handelszweig empor blühte.“

„Man berechnete die Erzeugnisse der Pflanzungen in der Nähe von Cap François, der Hauptstadt des französischen Gebietes von Hispaniola, die von hier theils ausgeführt, theils selbst zur Stelle konsumirt wurden, auf 30,000 Tonnen Kaffee, Zucker, Tabak und Indigo, an Werth 600,000 Pfund Sterlinge.“

„Dazu kam noch der bedeutende Handel mit französischen Manufakturwaaren an die hier wohnenden Spanier, welche dafür Silber gaben.“

„Dieser Artikel allein brachte Frankreich jährlich an zwey Millionen Piastern.“

„So stand es kurz vor der französischen Revolution auf St. Domingo.“

Man sieht wohl ein, daß ich keine alltägliche Hypothese, kein Paradoxon aufstelle, wenn ich behaupte: Diese Insel sey das Objekt des gegenwärtigen Krieges.

Aber wir sind damit noch immer nicht an den Wurzeln des Stammes, wir müssen noch weiter zurück, zurück zu dem Urquell des Habers, wovon schon in diesem Aufsatz im Vorbeygehen die Rede war.

Jetzt stehen wir an der letzten Frage, und mit ihr an dem letzten Gliede der großen Kette der Kriegsbursachen.

Worhin sagte ich, daß englische System sey, Frankreich durchaus nicht als Handelsstaat und Seemacht aufkommen zu lassen. Da fragt man nun: Aber warum nicht? Könnte nicht Konkurrenz unter beyden Mächten Statt finden? Antwort: Nein, sie kann nicht bestehen und wird es nie können. England wird den Sieg davon tragen müssen oder fallen, ganz, ganz fallen. Wieder ein Warum? Nun denn: Wenn eine so industriöse Macht, wie Frankreich wirklich ist, am Handel Theil nimmt, das heißt: am Selbst- und Welthandel, so verliert England außerordentlich, so kann es die ungeheuren Zinsen seiner ungeheuren Staatsschuld nicht mehr entrichten und fällt in sich selbst zusammen. Um dieses Unglück abzuwenden, wird das britische Ministerium ewig Krieg führen oder ihn durch seine Subsidien regeneriren.

Mag hier einmal ein Mann, der meiner Meynung ist, — der Verfasser des neuen Leviathans — für mich reden. Er hat seinen Gegenstand tief, gerade und richtig ins

Auge gefaßt; er hat Tausende, welche zuvor einer andern Meinung waren, überzeugt; er ist der Mann des Scharfblicks und der Wahrheit.

„Wenige Personen“ — sagte er — „haben Kenntniß des Zusammenhanges des politischen Lebens genug, um sich einen deutlichen Begriff von der unwiderstehlichen Nothwendigkeit zu machen, welche die ungeheure Staatsschuld Englands mit sich führt, wie sehr nachtheilig diese für Frankreich ist. Sie schafft in ihren Interessenten Anhänger Englands auf allen Punkten Europens; daher zugleich auch die große Zahl der Feinde Frankreichs.“

„Man glaubt an Frankreichs Ehrgeiz, weil man nicht weiß, daß die ganze englische Verfassung zusammenstürzen muß, sobald die Regierung nicht mehr im Stande ist, die Interessen der Staatsschuld zu bezahlen; und weil man keine Idee von der Kollision hat, in welche Frankreich mit England durch diese Staatsschuld geräth. Frankreich hat kein Interesse, seine Grenzen zu er-

weitem; denn abgerundet und von allen Seiten beschützt, wie es einmal ist, würde es durch die Ausdehnung seines Gebietes nur seine Konzentrität, das heißt: den wesentlichen Theil seiner Kraft verlieren; aber Frankreich hat das allerbestimmteste Interesse, sein Kolonialsystem nicht zu Grunde gehen zu lassen; denn sobald dies der Fall ist, ist und bleibt es abhängig von England, bis dieses in sich selbst versinkt, welches nicht eher geschehen kann, als bis die Freyheit der ganzen Welt in England untergegangen ist."

„Auf diese Weise ist der gegenwärtige Krieg entstanden, durch welchen die englische Regierung einen Bürgerkrieg abzuwenden sucht, der von dem Augenblick an ausbricht, wo die Regierung ihre Verheißungen nicht erfüllen" — (das heißt immer wieder: die Zinsen der Staatsschuld nicht entrichten) — „kann, und ihre bisherigen Freunde (die Kapitalisten Englands) genöthiget werden, zu ihren Feinden (der arbeitenden Klasse Großbritanniens) überzugehen."

„Was Ehrgeiz oder Heroismus Frank-

reichs scheint, ist reine Nothwendigkeit und Wirkung des Selbsterhaltungstriebes. Der Kaiser der Franzosen ist vollkommen vorwurfsfrey, wenn man ihm kein Verbrechen daraus machen will, daß er einsieht, Frankreich könne eine politische Unabhängigkeit nicht ohne sein Kolonialsystem behaupten, und daß er dieser Einsicht gemäß handelt. Und auf gleiche Weise ist die englische Regierung vollkommen vorwurfsfrey, wenn man zugiebt, daß sie die Pflicht auf sich habe, eine Revolution abzuwenden, welche von dem Augenblick an in England eintritt, da das Reich genöthiget ist, der Alleinherrschaft zur See zu entsagen.“

Man begreift, wenn man mit Englands Finanzverfassung einigermaßen bekannt ist, leicht, daß in dieser Alleinherrschaft auf den Meeren das Mittel liegt, die Zinsen jener Staatsschuld zu bezahlen. Nie wird England besiegt, so lange sich durch den Universalhandel das englische Kreditssystem behauptet: denn in diesem System liegt die ungeheure Gewalt der Britten verborgen, weil jeder Einzelne, indem er einen Theil seines

Vermögens dem Staate geliehen, ein hohes Interesse hat, die Aufrechthaltung dieses Staates, seiner Konstitution und ganzen Verfassung zu wünschen und im Nothfalle selbst bewirken zu helfen.

Es giebt wenig Familien in England, die nicht einen Antheil in den Stocks entweder selbst besitzen, oder einen Oheim, eine Tante, einen Bruder, eine Schwester haben, die nicht entweder ihr ganzes Vermögen in die Stocks setzen, oder einen Theil ihres Einkommens daraus ziehen. Es giebt gar keinen Stand, dessen Individuen nicht eine Summe in diesen Stocks hätten. Die Leichtigkeit, mit welcher man ganz kleine Summen, selbst bis auf zehn Pfund herab, in den Stocks kaufen kann: die Richtigkeit, mit welcher man die Interessen an dem Tage erhält, an welchem sie fällig sind; die Bequemlichkeit, mit der man sie, Jahr aus Jahr ein, fast täglich in Geld oder in Banknoten abholen kann, sind anziehende Gründe genug, daß Viele ihr Geld lieber in die Stocks legen, als auf eine andere Art größere Zinsen dafür nehmen. In manchen

Häusern behält man dem Gesinde den Lohn guineenweise ein, verzinsset denselben ihnen und verwandelt ihn, wenn sich eine kleine Summe gesammelt, in Stocks, aus welchen sie dann für die Zukunft ein gewisses Einkommen ziehen.

Daraus gehet dann natürlich hervor, daß nicht allein die Regierung, die beyden Häuser des Parlaments, die Güterbesitzer, Kaufleute und Gelehrten, sondern das ganze Volk alles anwenden müsse, den Nationalkredit aufrecht zu erhalten und daran hängt, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge in England, die Konstitution, die Wohlfahrt des Reichs.

Ferner gewinnt das Land bey dem Creditssystem Vermehrung der Nationalindustrie, denn die Staatsschuld ruft durch ihren Ersatz (die Auflagen) neue Thätigkeit in der arbeitenden Klasse hervor. Und endlich vermehrt sich bey dieser Verfassung der Nationalreichtum. Hieher gehört die beförderte Circulation des Geldes. Es häufen sich auf diese Weise

nicht die Millionen in den Kassen einiger Reichen auf, sondern durch die Stocks bewegt sich die Geldmasse in einem ewigen Kreislauf durch das ganze Land; auch vermehrt sich das Kapital des Landes durch die Bilanz und seine Reproduktion immerfort; so wie in England die Abgaben erhöht werden, steigt auch der Preis der Dinge. Der Arme bezahlt hier sehr wenig an direkten Abgaben, weil sie so angelegt sind, daß drey Viertel derselben auf die reichen oder bemittelten Stände fallen.

Daher die Anhänglichkeit der Britten an ihre Verfassung, daher ihre Vaterlandsliebe, ihre Wuth gegen den Feind Brittaniens und die höchste Kraftanstrengung, wenn der Staat bedroht wird.

Dieses System war es, das die Britten im Anfange der französischen Revolution bestimmte, die Franzosen so lange zu reizen, bis sie an England (im Jahr 1793) selbst den Krieg erklärten; dieses System hat fortwährend in die Flamme des Kriegsfeuers geblasen, daß es noch in unsern Tagen ver-

zehrend fortlobert. Dieses System entnervt die ganze Welt, indem es nur England, bey seinem Glücke im Meerkampfe, mächtig, fast unüberwindlich macht. Dieses System muß angegriffen werden, soll England aus Furcht sich zum Frieden neigen.

Aber wie? das ist die Frage. Frankreich besitzt für diesen Augenblick keine so vollendete Marine, daß es glücklichen Erfolg vom fortgesetzten Meerkampf allein hoffen darf. Eine Landung auf Britannien ist eben des Creditsystems willen (das jenes Volk so allgewaltig an das Interesse des Vaterlandes fesselt,) schwierig und wenig versprechend. So erscheint also die jetzige Maaßregel Napoleons, den Britten und ihren Waaren die Häfen des Kontinents zu verschließen, als die zweckmäßigste.

Kann der Kaiser der Franzosen das Creditsystem, vom festen Lande aus, angreifen, so ist viel gethan. Verminderung des Absatzes jener Artikel, welche die Basis alles politischen Lebens im Staate von England sind, scheint für's Erste das allerwirksamste

Mittel zu seyn, den Krieg zu beendigen, insofern nämlich nicht die Engländer allein, sondern auch die sämtlichen europäischen Nationen die Interessen der überschwenglichen Nationalschuld entrichten müssen. Das nämliche meynen mehrere verständige Schriftsteller und jeder unbefangene Sachkundige. Aber dieses Mittel reicht dennoch nicht aus, denn ganz England — man überlege was das sagen will —: Ganz England wird seine Kraft aufbieten, um die Katastrophe (den Untergang) zu verhindern oder mindestens so lange als möglich aufzuhalten, und dann dürfte es noch weit hin seyn, bis zur gänzlichen Auflösung..

Wir wollen einmal bey dem Fall stehen bleiben, daß der Kaiser Napoleon reussirt, daß den Britten der ganze Kontinent verschlossen wird, daß sie nirgends mehr ihre Kolonial- und Fabrikwaaren unterbringen können. Was geschieht dann? Was thun dann die Bewohner von England?

Die Regierung vermindert die Zinsen der Nationalschuld und erhöht allmählig die Ab-

gaben; Kapitalisten, Fabrikanten, Schiffer und Kaufleute nehmen eine Reform in ihrem Erwerb, in ihrer Lebensweise vor: die ersten gehen von der verzehrenden in die arbeitende Klasse über, und die zweiten, dritten und vierten ergreifen die Beschäftigung des Ackerbaues, wenn ihr erstes Gewerbe nur noch zu einem kleinen Theile gedeiht.

Noch liegen in England und Schottland große fruchtbare Landstrecken unbenutzt und ungebaut, deren Ertrag nach den Berechnungen des Ausschusses, welchen die Landwirtschaftskammer (Board of Agriculture) ich glaube im Jahre 1795 niedersetzte, zwanzig Millionen 700,000 Pfund Sterling betragen würde. Der Ackerbau wird sodann viele nähren, die jetzt durch Schiffahrt und Handel existiren.

Dann darf man ja nicht vergessen, daß der Kontinent die Farbwaaren nicht entbehren kann, daß unsre Gaumen an die Gewürze und Kolonialprodukte, welche uns allein die Britten zuführen, so gewöhnt ist,

daß wir durchaus davon nicht lassen können; selbst die englischen Fabrikate werden wir nimmer aufgeben wollen, und der Schleichhandel wird uns in den Besitz jener Dinge setzen, wenn der großen Handelsnation der offene Verkehr mit uns inhiert ist: also dann erst könnte die Epoche eintreten, da das englische Volk nicht mehr im Stande wäre, seine Abgaben zu bezahlen, wenn die Manufakturen und Künste aller andern Länder eben den Grad der Vollkommenheit erreicht, den die englischen besitzen, und wenn die Abgaben dieses Volkes jede Handarbeit zu einem solchen Preise hinaufgetrieben haben werden; daß die übrigen Völker sich eben so gute Waaren zu einem mäßigeren Preise anfertigen können: eine Epoche, die bey der gegenwärtigen Ueberlegenheit der englischen Waaren und bey dem fast ausschließlichen Besitz derselben von allen Gattungen der Maschinen, noch weit, weit entfernt ist.

Ferner ist zu bemerken, daß die Marine der Engländer fast so stark ist, als die der ganzen übrigen Welt: Wer wird sie, bey

ihrer Vortrefflichkeit, besiegen? Und an diese Frage reihen sich die: Wer wird jener Nation die Alleinherrschaft auf den Meeren streitig machen? Wer wird je am Welthandel Theil nehmen dürfen?

So liegt also zwischen uns und dem Untergang der englischen Nation noch ein großer Zeitraum; leicht dürften noch zehn Generationen geboren werden und sterben, ehe jener Zeitpunkt, den fast Jeder wünscht und doch, mit der Kaffeetasse in der Hand, hinausdrängt, eintritt.

Man fragte den als Geschichtschreiber und Philosophen so berühmten David Hume kurz vor seinem Tode, bis zu welcher Summe und bis zu welcher Periode er wohl glaubte, daß die Nationalschuld vergrößert werden könnte? Seine merkwürdige Antwort war: „Beides läßt sich nicht bestimmen. Im Kriege fällt England nicht, hat es nicht zuvor (in der Friedenszeit) den Grund zum Untergang gelegt. Das Symptom, das als der sicherste Bote von dem herannahenden Zeitpunkte des Verfalles be-

trachtet werden kann, ist, wenn die Regierung genöthiget ist, in Friedensjahren zu den gewöhnlichen Staatsbedürfnissen Geld zu borgen. Der erste nachfolgende Krieg wird sodann der Nationalschuld ihr Ziel setzen."

Hat er richtig geurtheilt, wie es sehr wahrscheinlich ist, so wird mein Dafürhalten durch seinen Ausspruch bestätigt, so ist jene Zeit noch fern, denn der Fall einer Schuldvergrößerung in der Friedenszeit trat noch nicht ein, wie es aus einer genauen Uebersicht der Staatsschuld hervorgeht, welche hier folgt.

Englands Kriege seit der Staatsveränderung von 1688, die außerordentlich große Land- und Seemacht, welche es während derselben unterhalten, die vielen Hülfsgelder, welche es bezahlte, erforderten außerordentliche Kosten und man nahm seine Zuflucht zu einem bis dahin noch unbekanntem Hülfsmittel, zu einer Staatsanleihe. Die Staatsschuld bestand damals nur in einer kurzen Antizipation der Einkünfte; Summen, die

nach eingegangenen Geldern aus der Reichsschatzkammer sogleich wieder ersetzt wurden.

Unter des Königs Wilhelms Regierung betrug die Nationalschuld sechszehn Millionen 500,000 Pf. Sterling, die Zinsen eine Million 320,000 Pf. Sterling.

In den Kriegen der Königin Anna und bis zu ihrem Tode 1714 wurde sie vermehrt bis auf 54 Millionen 250,000 Pf. Sterling. Zinsen drey Mill. 352,000 Pf. Sterl.

Von 1714 an bis zum Beginnen des spanischen Krieges im Jahre 1739 verminderte sie sich mit 7,750,000 Pf. Sterl., die Zinsen auf 1,414,000 Pf. Sterl., so daß also die Schuld im Jahre 1739

	Pf. St.	Pf. St.	Zinsf.
war:	46,50,000.	1,938,000.	

Durch den spanischen Krieg vom J. 1739 bis 1748 stieg sie auf	78,250,000.	3,054,200.
---	-------------	------------

Während des Friedens von 1748 bis 1755 sank sie herab zu:	75,000,000.	2,373,000.
---	-------------	------------

Pf. St. Pf. St. 3.

Jetzt begann der siebenjährige Krieg; mit dem Ende desselben war sie:	146,625,000.	4,842,000.
stark; der Friedenszustand von 1763, bis zum Anfange des amerikanischen Krieges 1775 setzte sie herab zu	136,000,000.	5,058,000.
In diesem Kriege wuchs sie an auf	216,000,000.	8,160,000.
1785 betrug sie:	270,000,000.	9,500,000.
Hier machte W. Pitt den Plan jährlich eine Million davon abzugahlen, und begann damit; daher war sie im Jahre 1795	264,102,100.	9,000,000.
Durch Zinsenverminderung und Abbezahlung betrug sie im Jahr 1793	204,000,000.	7,400,000.
Durch den Anfang des franz. Krieges		

	Pf. St.	Pf. St. 3.
mehrte sie sich bis		
1796 auf	360,000,000.	13,000,000.
Bev dem fortgesetz-		
ten Kriege. bis zum		
Frieden von Amiens		
war sie im J. 1802	408,000,000.	14,800,000.
Bev dem Wiederaus-		
bruch des Krieges im		
folgenden Jahre be-		
trug sie	400,000,000.	14,000,000.
Gegenwärtig berech-		
net man sie zu	600,000,000.	30,000,000,
und also zu	<u>3750,000,000.</u>	<u>187,500,000</u>
	Thlr. in Golde.	

Ob diese Summe auf das Schicksal von Europa impulsirt, ist wohl keine Frage: das Objekt ist gewichtig genug, einen ewigen Krieg zu unterhalten, wenn so, wie in England, jedes Individuum baaren Theil daran nimmt, und Europa den Nachtheil davon trägt, wenn nur England ausschließlich im Besitz des Vortheils ist.

Das also — die Staatsschuld Eng:

lands — ist der Zankapfel unter den Völkern.

Sichtbar ist es, welchen bedeutenden Schaden der Kaiser der Franzosen seinem Feinde zufügt, indem er die Fürsten des Kontinents mit sich verbindet, indem er die Allirten Englands besiegt, und ihre Besitzungen — (Festungen, Handelsstädte und Häfen) — erobert; sichtbar ist der Gewinn, in dem Wachsthum der englischen Nationalökonomie selbst; aber das alles reicht nicht aus, ihn ganz zu vernichten; es ist nicht genug, ihn zum Friedensschluß zu bewegen. Hartnäckig beharrt er; will durchaus Frankreich keinen Theil am großen Verkehr gestatten; im Bewußtseyn seiner Ressourcen fürchtet er nichts und hoffet alles.

Wie aber — fragt der Weltbürger mit bangem Ton — wie aber soll der Weltzweifel zu Ende gehen? Wenn keine Hoffnung zum nahen Verfall Englands ist; wenn die Briten uns noch fernerhin, heimlich oder öffentlich, ihre Kolonial- und Fabrikwaaren verhandeln; wenn Frankreich durchaus nach

Schiffahrt, Handel und Kolonien strebt und Englands meerbeherrschende Flotte sie ihm verweigert; wenn England noch nicht sobald in seinem Schuldenystem zu Grunde geht: wie lange wird denn noch der zerstörende, wüthige Kampf währen? Wann und wie soll die Zwietracht erlöschen? Oder soll unser Vaterland ewig bluten an diesen schmerzhaften Todeswunden? Wird nimmer der Friede heimkehren auf unsere Fluren, in unsere sonst glücklich stillen Hütten?

Nur eine Aussicht bleibt dem Bekümmerten: Ein Vergleich, ein Friedensschluß, in dem diese politischen Spannungen schwinden, dessen Resultate beyde Nationen versöhnen, zur allgemeinen Ruhe führen könnten: Ein Weltfriede unter Frankreich und England!

Hier sehe ich mich abermals genöthigt, auf den Verfasser des neuen Leviathans zurückzukommen. Er hat vorläufig — (nach seinem Ausdruck) — die Hauptartikel eines solchen Friedensstraktats bestimmt, und man muß gestehen, daß nur unter jenen von ihm

vorgeschlagenen Bedingungen ein dauerhafter Friede möglich scheint.

„England muß bey dem Friedensschlusse die Mittel in seiner Gewalt behalten, allmählig seine Staatsschuld zu verringern: darum bleibe ihm der Besitz des von ihm eroberten Vizekönigreichs Peru, Frankreich garantire ihm sogar den Besitz desselben, jedoch unter der Bedingung, daß es keine Ansprüche auf die übrigen Besitzungen Spaniens in Amerika mache.“

„Das Meer sey frey; jeder Meerdespotismus verschwinde; alle Navigationsakten werden annullirt, dadurch annullirt, daß sie allgemein werden. Von Kommerztraktaten ist nicht mehr die Rede.“

„Frankreich tritt zurück in den Besitz seiner in Westindien verlorenen Kolonien; und da die Insel St. Domingo förmlich wieder erobert werden muß, so macht England sich anheischig, Frankreich darin zu unterstützen.“

„Portugall und Spanien bilden fernerhin nicht mehr zwey Königreiche, sondern werden auf immer mit einander vereinigt. Beyde kontrahirenden Mächte verbinden sich, Seine Majestät den König von Spanien zur Entfagung der spanischen Krone zu bewegen, welche — daß die spanische Nation nicht ihrem Schicksal überlassen werde — nicht auf seine Descendenz, sondern auf den bisherigen Prinzen Regenten von Portugall und dessen Descendenz so übergehen soll, daß dieser als Staatschef der Spanier beyde Königreiche zu einem vereinigt und Brasilien den Spaniern eben so sehr zu statten komme, als den Portugiesen.“

„Gibraltar wird von England an Spanien zurückgegeben, damit dieses Reich seine volle Freyheit wieder erhalte.“

„Eben so erhält Holland seine Kolonien und Ceilon zurück.“

„Endlich wird auch Malta der Welt wiedergegeben. Hier, auf Malta, werde ein Kongreß errichtet, der zusammengesetzt

aus Abgeordneten aller europäischen Nationen, welche Theil am Meerhandel haben, sich der Abfassung eines Seefoder, nach Maaßgabe des gegenwärtigen Traktats, unterziehen und nach Vollendung desselben als oberste Behörde in allen Marinesachen entscheidet. Jede Seemacht ist verbunden, sich diesen Entscheidungen zu unterwerfen und der Maltheserorden ist forthin nur zur Beschützung des zu Malta niedergesetzten Kongresses, zur Aufrechthaltung des Völkerrechts vorhanden. So erhält er eine ehrenvolle Bestimmung, die ihm bis dahin fast ganz mangelte.“

„Von dem Augenblicke an, da dieses Institut organisirt ist, existirt für Gegenstände des Seerechts kein anderes Forum.“

Bei einem solchen Friedensschluß wären beide Theile befriedigt und aller Antagonismus verschwunden. Spanien allein verlöre sein Peru und der Thronerbe die Aussicht zur Regierung. Wie oft hat der Einzelne dem Ganzen ein Opfer bringen müssen! Und hier ist von dem Heil einer ganzen

Welt die Rede, von einer Welt, die in die Fortsetzung des Kampfes allmächtig verwickelt worden und bey dem großen Streite leiden wird und muß.

Daß die Weltbeherrscher Rücksicht auf diesen Vorschlag nähmen! daß sie sich, auf diese Bedingungen, zur Wiederherstellung der Ruhe die segnenden Hände reichten! Uns blüht kein anderes Heil als in diesem oder einem ähnlichen Vergleich, der vielleicht auf Jahrhunderte dem Menschengeschlechte Ruhe und Sicherheit verbürgt.

Das Glück der Völker blüht nur auf dem Baume des Friedens!

Das denkt, das fühlt lebendig die Gesammtheit von Europa; auch der kälteste Prosaist spricht hier dem verewigten Schiller nach:

„D schöner Tag! wenn endlich der Soldat“

„ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit!“

Und dazu helfe uns bald der Genius
 stiller, häuslicher Freude! der Schutzzott
 des weinenden Mutterlandes!

 II.

 B a g a t e l l e n .

I.

Die Wirthstochter.

Als der Franken Feldherr Moreau im
 Feldzuge 1797 gegen den Lech anrückte, da
 ereignete sich in einem Dorfe bey Augsburg
 nachstehende, wohlbezeugte und schöne Ge-
 schichte:

Sechs mächtige Grenadiere drangen in
 ein Wirthshaus ein, stellten ihre Gewehre
 an die Hinterwand der Stube nebeneinan-
 der; pflanzten sich um den Tisch herum,
 und ließen auftragen, was immer das Haus
 vermochte.

Nachdem sie Hunger und Durst in der Geschwindigkeit gestillt hatten, breiteten sie ein Bettuch aus über den Boden, legten den Raub, den sie den Krämern der Nachbarschaft abgenommen, brüderlich zusammen; fügten einige Artikel aus den erbrochenen Schränken des Wirthshauses hinzu; knüpften die vier Enden des Bettuches fest zusammen, und pflanzten das Bündel neben ihre scharfgeladenen Gewehre.

Der Wirth war unglücklicher Weise in der Stadt — wohin er in Person seine beste Haabe gerettet hatte; die Wirthin artig; die Tochter schön. Zum Valet fielen allzwey von den Grenadieren über die Magd her; zwey andere liefen Sturm gegen die Wirthin; und der angesehenste und stärkste unter ihnen hatte sich das Töchterchen als Beute ausersehen.

Die Magd retirirte sich in den Stall, ihren gewöhnlichen Lummelplatz, und fand sich da leidlich genug mit den Bürgergrenadieren ab. Die Wirthin war ein Ehrenweib, wischte ihren Verfolgern einmal über

das andere aus der Hand; nahm eines günstigen Moment wahr, und zog sich durch die Hinterthür ihres Hauses plötzlich aus dem Gefechte. Die Tochter floh gleich bey den ersten Approchen des Feindes auf ihre Unschuld, die Stiege hinauf ins obere Stockwerk, und ließ das Schloß hinter sich fallen. Das war aber kein Hinderniß für ihren entbrannten Verfolger. Er sprengt die Thür wehrlos mit freyer Faust ein, und steht in einer Minute im Zimmer.

Aber auch dies hatte das tugendhafte Mädchen vorausgesehen. Kaum waren von dem Soldaten die ersten Schläge gegen die Thür gethan; so floh sie vom Zimmer in die Kammer, öffnete hier ein Nachtpförtchen, das nach dem Söller ging; huschte in eben dem Augenblick hinaus, da der Franke ins Zimmer drang, — und so fort wie ein Blitz die Treppe hinab.

Unten war alles stille. Die Kameraden befanden sich sämmtlich im Stalle, und theilten sich genügsam und kollegialisch in die wohlbeleibte Stallmagd. Das Mädchen

tauchte also im Schrecken ihres Herzens in den Keller hinab; versah sich da mit einer Haue, und stellte sich keuchend und zitternd und zu einem Streich der Verzweiflung gefaßt, unten an der Treppe in Hinterhalt.

Es stand wenige Minuten an, so hatte der wüthende, durch Wein- und Widerstand erhitzte Soldat den Weg in den Keller gefunden. Durch seine Hartnäckigkeit gleichsam versöhnt, gab sich das heroische Wirthsmädchen einen Augenblick seiner rasenden Umarmung hin; und barg mit einer Hand die Haue hinter sich. Schnell aber weiß sie sich so zu drehen, daß sie auf die unterste höchste Stufe der Kellertreppe zu stehen kommt.

Als nun der Franke umarmend an ihren Knien hing: da hob sie das Eisen hoch in die Luft, und schlug ihn aufs Haupt, daß er gleich beym ersten Schlage schwindelnd und sinnlos zurückstürzte, und heulend den Sandboden maß. Jetzt wiederholte sie ihre Schläge mit solcher Wuth auf Kopf und Brust, daß er in wenigen Augenblicken kein Zeichen des Lebens mehr gab.

Soviel Besonnenheit hatte das schöne Geschöpf, daß sie gleich nach dem Morde in die Stube hinauf rannte, und das Gewehr des Erschlagenen mit sich hinabnahm, damit ihn seine Kameraden nicht vermiffen sollten. — Sie kommen, packen Raub und Gewehre auf; glauben, ihr Bruder sey bereits voran gegangen, und verlassen mit ihrem Fange zufrieden das Wirthshaus.

Bald darauf gab die Trommel das Signal zum Aufbruch, und die Franken setzten wüthend über den Lech, als wär's ein Quellbach. Das Dorf wurde still; Mutter und Vater kehrten in ihr Haus zurück; die Tochter geht zum Beamten des Orts, und zeigt den ganzen Vorfall an. — Der Beamte begiebt sich mit ihr und etlichen Gerichtsdienern nach dem Keller des bezeichneten Hauses: er findet die Leiche des Erschlagenen, entstellt von gräßlichen Wunden; findet die blutbesudelte Haue und das Gewehr. Er läßt stehenden Fußes den Todten ausziehen: und es finden sich 700 Fl. bey ihm — in Gold und Silber in seine Kleider gewunden.

Das Mädchen wird festgesetzt; der Vorfall zu Protokoll genommen und in die Stadt berichtet. Der Schluß erfolgte so gleich:

„daß die Wirthstochter unverzüglich auf freyen Fuß gestellt, und ihr die 700 Fl. ohne Abzug ausgeliefert werden sollten.“

Die Geschichte erscholl bald durch Stadt und Land, und trug dem herrlichen Mädchen noch obendrauf einen stattlichen Mann ein. Sie hauset als junge bildschöne Frau auf dem Lande bey Augsburg, und erfreute den Referenten dieses in Person mit ihrer Geschichte.

2.

Ende eines Goldwurms.

In einem Landstädtchen von Franken lebte vor einigen Jahren noch ein Krämer, der weit umher wegen seiner Filzigkeit und seines Goldhungerß verrufen war. Er log und betrog, quälte und zwackte jedermân-

niglich, bloß um Geld — Geld! zusammen zu scharren; und hatte auf diesen schmutzigen Schleichwegen denn auch wirklich einen ziemlichen Misthaufen aufgehäuft.

Alles war daher bey Annäherung der Franken im Jahre 1797 begierig, wie er es angreifen würde, seinen Mammon aus der Schlinge zu ziehen, und seine Feinde und Neider sagten unter einander: Sey's um ein Stück Eigenthum, wenn nur der Krämer eins wegfriegt!

Der aber griff es listig an. Es fiel ihm ein, daß einstens bey einer Reparatur, tief im Hintergrunde seines Hauses, ein Kellergewölbe entdeckt worden. Die Sache war seitdem lange vergessen, und der Eingang vermauert. In stiller Nacht, da alles schlief, begiebt er sich sonach mit einem einzigen Gehülfen, einem Schlosser, vor das Gewölbe und bricht die Wand ab. Dies wird einige Nächte in möglichster Stille fortgesetzt, und bald ist das beste Vermögen des Harpagons, an Geld und Waaren, in dem Gesklüft, und der Eingang geschlossen und ver-

rammelt. Nur einige kurrente Artikel nebst Viktualien ließ er schlau für den ersten An- drang der Feinde im Hause zurück; sagte keiner Seele, selbst seiner Frau, den Ort nicht, wo er seinen Schatz verwahrt hatte, und erwartete so gefaßt den kommenden Sturm.

Er kam. Die seidenen Tücher und Strümpfe wurden fleißig von den republikanischen Langfingern zusammengepackt; die Viktualien konsumirt; das ganze Haus durchsucht: Mann und Frau, und Kind und Diensthö- ten — heulten, wehklagten, rangen die Hän- de; Nachbar Schadenfroh freute sich darob, und krauste seinen rothen Kamm! doch das Gewölbe fand niemand, und nach Verhält- niß des Eigenthums hatte keiner im Städt- chen weniger verloren, als der Schalk Krä- mer.

Aber nicht genug. Er fing jetzt mit den immer durchziehenden Franken, welche reich- lich mit Beute aus größeren Städten belas- ten kamen, einen so einträglichen Tauschhan- del an, daß ihm das Verlorne nicht nur

zehnfach ersetzt wurde, sondern auch von Zeit zu Zeit beträchtliche Nachlieferungen in den verborgenen Keller gemacht werden konnten. Unter andern kaufte er eine starke Parthie Rattun um ein Spottgeld auf, den die Franken einem Augsburger Fuhrmann abgenommen hatten; brachte die Waare in sein Kaskeloch, und setzte sie in der Folge mit großem Gewinn ab.

Die Franken wurden aus Deutschland vertrieben; und der Krämer setzte ein Waarenlager aus, das alle seine vorigen weit übertraf. Dabey hatte er in der Reservekasse seines Kellers nach und nach einen Goldschatz zusammengehäuft, der seine geizigsten Erwartungen übertraf, und seine ganze Seele füllte und sättigte: daher geschah es, daß er oftmalß seinen Abendhumpen im Wirthshause fahren ließ, mitten auf dem Wege wieder unlenkte, und sich in aller Stille mit seiner Blendlaterne zu seinen gelben Füchsen begab — in deren herzührendem Anschau'n er Zechbrüder, Bouteille Schlachten und die ganze französische Revolution vergaß.

Eines Abends hatte er, wie gewöhnlich, sich und das Abendessen seinem Weibe empfohlen, und schlenderte mit der Laterne spießbürgerlich der Schenke zu: als ihm unterwegs einfiel, daß er einige schmucke Rekruten in seine geheime Kasse zu befördern habe. Er kehrt sofort um, glitscht sanft zur hintern Thüre seines Hauses hinein; öffnet entzückt das stille Gewölbe, und drückt, wie er gewohnt war, das Pfortchen hinter sich zu.

Es bedarf wenig Phantasie, um ihm zuzusehen: mit welchem innigem Wohlbehagen er seine Kasse öffnet; wie er die neuen Kremnizer an ihre Stelle legt; ein Fach nach dem andern beleuchtet — herausnimmt, zählt und wieder zurechtsetzt: wie er scherzt, lacht und liebäugelt mit seinem Mammon in zeugenloser Einsamkeit, von keinem lebenden Odem gestört; — allein mit dem was ihm in der ganzen Natur das Liebste war.

Aber — Meister Krämer kam nicht zu dem bestellten Abendessen; kam die ganze Nacht nicht; zum Frühstück nicht, und auch

nicht zum Mittagstisch. Die Frau schickte, ließ fragen, und ging selbst: aber er war weder in der Schenke, noch bey irgend einem seiner Bekannten zu erfragen. Sie erschrickt, sie weint mit ihren Kindern; läßt sich aber bald damit trösten: „Er werde, wie er sonst schon gethan, eine geheime Berufsreise zu Fuß angetreten haben, und unversehends wieder in ihrer Mitte sehen.“ — Nur der Umstand wollte ihr nicht ein, daß er ihr diesmal kein Wort von seiner Wanderung gesagt — was er sich doch sonst immer zur Pflicht gemacht hatte.

Sie wartete drey, vier, fünf Tage. Ihre Ungeduld wuchs: sie schickte Boten an einige Orte der Nachbarschaft aus, wo seine Kundsleute wohnten. Man hatte ihn nicht gesehen. Der achte und neunte Tag kam heran. Sie ließ seine Entweichung in die Zeitungen setzen — und Ahnungen des Entgehens vergifteten ihren Schlaf.

Am zehnten Tage tritt ein Schlossergefell Abends in ihre Stube, und bittet sie allein zu sprechen. Mit todtblassem Gesicht und

wankenden Knieen geht sie mit ihm ins Seitenzimmer. Der Gesell spricht: „Hab' in „der Zeitung ihre Anzeig' gelesen, geehrte „Frau: da hat michs plötzlich angewandelt, „wie der Schlag, es könne ein Unglück geschehen seyn, und ich müsse Ihr etwas „Wichtiges entdecken.“ Er erzählte ihr nun, wie ihm ihr Mann zwar einen Eid abgenommen, auch Geld zugesteckt, daß er's nicht offenbaren solle; daß er es aber um aller Welt Schätze nicht länger bey sich behalten könne. Im Hintertheil ihres Hauses sey e'n Gewölbe, wozu Er Thür und Schlüssel gemacht, und wohin ihr Mann häufig des Abends und bey Nacht gegangen. Er habe da zur Zeit der Franzosen, wie er vermerkt, viel Kostbares aufbewahrt. Sie solle jetzt gleich eine Laterne nehmen und mit ihm an den Ort gehen.

Nach kurzen Besinnen ging die Frau — hielt sich an dem vorleuchtenden Schloßer, welcher ein Brecheisen bey sich hatte, und wankte fort in schrecklicher Erwartung. Sie kamen vor die Thüre des Gewölbes; — der Schlüssel stach. — Dem gutherzigen Ge-

sellen stand vor Entsetzen der Odem stille; denn er ahnete was geschehen war. — Er öffnet: da lag der Krämer — todt ausgestreckt am Eingange. Er hatte sich die Hände angefressen; seine Kleider zerrissen; sein Geld herausgezerrt, und durch das ganze Geflüst verschüttet. Sein Gesicht war scheußlich und voll Blut; sein Hemde und der Boden voll Blut. Die Goldstücke lagen dicht um ihn her verzettelt; er war mitten unter seinem Mammon verschmachtet.

Streithorst. *)

III.

Edelmuth des verstorbenen Fürsten Sacken.

Sacken war, wie bekannt, ein kurländischer Edelmann, der Anfangs in sächsische, nach-

*) Durch ein Versehen ist im Septemberheft, S. 163 der Verfasser des Aufsazes: „Etwas von

her in preussische Civildienste trat. Glück, Reichthum und Verdienste um die eben genannten Höfe begünstigten seine Laufbahn. Er wurde zuerst in den Grafen-, endlich gar in den Fürstenstand erhoben.

Nach vollendeten Studien ging er auf Reisen. Als reicher Partikulier nahm er eine zahlreiche Dienerschaft mit, die größtentheils aus Letten, seinen Erbunterthanen, bestand. Unter diesen befand sich auch ein Kochsjunge, Namens Janne, der in einem Dondangenschen Gesinde geboren war und den die Natur mit guten Anlagen und mit einer vortheilhaften Körperbildung ausgestattet hatte. Janne benutzte die Reisen seines Herrn durch die vorzüglichsten Länder Europens zu seiner Ausbildung und gänzlichen Umformung. Sie war ihm vollkommen gelungen. Er sprach einige neue Sprachen, hatte sich ausserdem noch andere Kenntnisse erworben, tanzte gut und kopirte vor-

den Germaniern oder alten Deutschen," Windhorst, statt: Streithorst genannt worden.

zöglich den Franzosen. Lauter Eigenschaften, die ihn bey der galanten Welt empfehlen und beliebt machen konnten. Bey allem verlor er, man weiß eigentlich nicht wodurch, die Gunst seines Herrn, ob man ihm gleich keine groben Vergehungen nachzuweisen wußte. Es ist möglich, daß er sich — wie es Personen, die sich selbst gebildet haben, eigen zu seyn pflegt — auf seine verfeinerten Sitten und erhaltene Politur zu viel einbildete, auf sich einen zu hohen Werth setzte und daher anmaßend, selbst in seinen ihm obliegenden Geschäften nachlässig und gar unfolgsam ward: oder daß er den Wunsch seiner Freyheit zu oft und zu laut geäußert hatte. Genug! sein Herr, der ihn vielleicht für einen saden Menschen und vollkommenen Narren hielt, konnte ihn nicht mehr um sich leiden, verschob aber die Entfernung desselben von seiner Person auf seine Rückkehr ins Vaterland.

Endlich kam Herr von Sacken, nach Verlauf von ein Paar oder mehreren Jahren, die er auf der Reise mit Nutzen zugebracht

hatte, auf Dondangen an, hielt sich daselbst nur eine kurze Zeit auf, verordnete, wie die Güter in seiner Abwesenheit verwaltet werden sollten, und bereitete sich zur Abreise nach Sachsen vor. Kurz vor derselben sagte er zu seinem Disponenten: „Er sollte den Janne, der ein Taugenichts wäre und den er eben deswegen zurücklassen wolle, in ein Bauergesinde als Jungen hingeben.“ Dieses geschah auch. Man denke sich die Verzweiflung des armen Menschen, der sich eine solche für ihn traurige Wendung seines Schicksals nicht vorgestellt hatte! Er war außer sich. Auch ist es nicht zu läugnen, daß die Strafe bloßer Thorheiten oder geringer Versehen wegen, zu hart war. Erträglicher wäre sie ihm gewesen, wenn man ihm die Stelle eines Hofdomestiken, z. B. die eines Aufsehers erteilt hätte; denn, von seinem Herrn zurückgelassen zu seyn, war bey seiner Ambition — schon Strafe genug. Sie war nicht weniger zweckwidrig. Was sollte oder konnte er im Gesinde nützen und welche Vortheile konnte sich dann der Hof von ihm versprechen? Sollte sie etwa zu seiner Besserung abzwecken? Im geringsten nicht!

denn die Maaßregel, deren man sich hierzu bediente, war den beabsichtigten Zwecken keinesweges entsprechend; sie war weit eher geschickt, das Gegentheil zu bewirken und ihn moralisch zu verderben. Aus seiner eigentlichen Sphäre herausgerissen, von Jugend auf in eine ganz andere Lage versetzt, zu andern Geschäften angeführt, an mehrere Bequemlichkeit, an fremdartige Bedürfnisse und einen gewissen Luxus gewöhnt, verfeinert und gebildet, sollte er nun für immer in den Bauernstand, für den er nicht mehr paßte, wieder zurücktreten und — allen Vortheilen seiner Bildung und allen erträumten Ausichten in eine heitere und beglückende Zukunft entsagend — den Pflug regieren wozu er weder Kenntnisse, noch Kräfte, noch auch Lust hatte. Welches Gute konnte man von ihm erwarten. Mußte diese Behandlung nicht sein Gefühl empören und ihn selbst erbittern? Wie war es mög'ich, daß man auf die Folgen, die es haben konnte, nicht achtete? Oder glaubte man, daß Strenge und Härte schon hinlänglich wären, ihnen vorzubeugen oder sie ganz abzuwenden? Ein eitler Glaube, der aus Mangel an

Kenntniß des menschlichen Herzens entspringt. Besaß er kein Ehrgefühl, so mußte er der liederlichste und untauglichste Mensch werden, mit welchem dem Hof nicht gedient seyn konnte: besaß er aber welches, so mußte er entweder ein Selbstmörder werden, oder die Flucht ergreifen, um sich aus dieser verzweiflungsvollen Lage zu retten. Gewiß ist es, daß sein Herr diese Strafe über ihn nie verhängt haben würde, wenn dessen bevorstehende Abreise und die so mancherley Anordnungen auf seinen Gütern ihm nur mehr Zeit gestattet hätten, Alles reiflicher zu überlegen. — Janne ergriff, wie es vorauszusehen war, die Flucht, welche er für das einzige Rettungsmittel hielt. Doch er sollte noch unglücklicher werden, als er es vorher gewesen war. Sein Mißgeschick wollte, daß er ergriffen und zurückgebracht wurde. Was ihm nunmehr bevorstand, konnte er sich leicht denken; er wußte zu gut, daß er nach den Landesgesetzen die Ruthenstrafe verwirkt hatte. Nicht sehr trostreich und erfreulich war auch der Empfang von Seiten des Disponenten, dessen Aeußerung: „Er wolle ihn andere Tänze lehren, als die er

in Frankreich erlernt hätte," seine Verzweiflung aufs Aeußerste brachte. Die Strenge dieses Mannes — eine natürliche Folge der damaligen Rohheit der Donbanger, bey welchen häufige Mordthaten und andere Exzesse zur Tagesordnung gehörten — war ihm zu bekannt, als daß er auf völlige Erlassung oder wenigstens auf Milderung der Strafe rechnen konnte. Janne mußte ins Gefängniß wandern und erhielt eine Wache. Diese machte er durch Klagen über sein Unglück weichherzig und nachlässig, schläferete ihre Wachsamkeit durch starke Getränke vollends ein, befreute sich aus dem Gefängniß und entkam glücklich nach Preußen. Hier gab er sich für einen armen furländischen Edelmann aus, legte sich den Namen seines Geburtsgefines bey, täuschte Jedermann durch eine ziemlich wahrscheinlich erdichtete Erzählung von Feindschaft und Verfolgung seiner Familie, durch welche er genöthigt gewesen wäre, sein Vaterland zu verlassen, trat in Militärdienste und kam nach Königsberg in Garnison. Seine Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und gute Aufführung, machten ihn beliebt und gereichten ihm zu großer Empfeh-

lung, so daß er nach einigen Jahren zum Lieutenant avancirte und darüber seine vorigen Schicksale und seinen Herrn vergaß. Sein interessantes Neußere verschaffte ihm wichtige Konnexionen mit Damen, die zu seinem Fortkommen viel beytrugen.

Der sächsische Hof schickte einst seinen Kammerhern, den damals schon zum Grafen erhobenen Herrn von Sacken, als Gesandten nach Peterssburg. Dieser erhielt, bey seiner Durchreise durch Königsberg, wie es gebräuchlich ist, eine Ehrenwache, welche zu beziehen, unter den Offizieren die Reihe unsern Lieutenant von * * traf, den der Gesandte so wenig interessirte, daß er sich nicht einmal nach dessen Namen erkundigte und es sich gar nicht träumen ließ, daß es sein ehemaliger Herr seyn könnte. Ruhig zieht er um die beordnete Zeit auf die Wache; allein wie groß war seine Bestürzung, als er bey dem Bekomplimentiren in dem Gesandten seinen Herrn erkannte! Doch wußte er sich bald zu fassen, so daß er seine Verwirrung nicht merken ließ. Der Gesandte hingegen, der es sich nicht denken konnte, seinen

Janne in einen preussischen Lieutenant metamorphosirt zu sehen, erkannte ihn nicht. Nur einer seiner Leute erkannte ihn und theilte seine Entdeckung seinen Kameraden, vorzüglich aber dem Roche, mit. Der Koch, welcher mit den andern Domestiken nach dem Offizier unbemerkt gelauert und ihn gleichfalls erkannt hatte, läuft unverzüglich zum Gesandten und berichtet es ihm. Der Gesandte will es dem Roche, bey allen Betheurungen desselben und bey seinem Berufen auf die andern Leute, nicht glauben, sucht es ihm aus dem Sinne zu reden und sagt: „Ihr werdet euch geirrt haben. Der Offizier wird mit dem Janne einige Aehnlichkeit haben, die eben zu dieser eurer Vermuthung die einzige Veranlassung giebt. Ich kann es mir nicht denken, daß er es seyn sollte; denn wie wäre er zu der Charge eines Offiziers gelangt? Das sind nur Poffen. Ich befehle es euch daher bey meiner höchsten Ungnade an, daß ihr euch nicht unterstehet, den Offizier zu beleidigen und daß ihr, sollte es auch Janne wirklich selbst seyn, die königliche Uniform respektiret.“ Da aber der Koch bey seiner Behauptung beharrte,

so befahl er ihm, sich zu entfernen, ließ den Offizier auf sein Zimmer bitten und erkundigte sich bey ihm nach dessen Namen und Familie. Der Offizier wurde zwar betreten, antwortete aber mit Freymüthigkeit: „Ew. Excellenz! ich muß es ihnen aufrichtig gestehen, daß ich ihr vormaliger Erbunterthan Janne bin; ich habe den Namen von ** angenommen und setze das Vertrauen in Ihre Großmuth, daß — da ich nicht mehr Ihr Unterthan bin und ich mich empor geschwungen habe — Sie meinem Glücke keine Hindernisse in den Weg legen und mir keine Unannehmlichkeiten machen werden.“ Worauf er Alles erzählte, was ihm seit seiner Zurücklassung begegnet war. Der Gesandte erwiederte: „Herr Lieutenant! wenn ich Sie unter den Gefangenen mit Ketten beladen erblickt und erkannt hätte, so würde ich mich betrübt und es bedauert haben, daß ein Mensch seine natürlichen Anlagen und Talente so schlecht anwenden und sich so tief herabwürdigen kann. Allein da ich gewahr werde, daß Sie ihre Naturgaben so vortheilhaft angewendet haben; daß Sie ein Mann von Ehrgefühl sind; und daß Sie diesen

Posten, den ich Sie bekleiden sehe, bloß Ihren Verdiensten verdanken: so freue ich mich über Ihr Glück — ich gratulire Sie und füge nur die Bitte hinzu, diese Kleinigkeit (indem er ihm einen Beutel mit einer bedeutenden Summe überreichte,) von mir als einen Beweis meiner Achtung anzunehmen. In Ansehung meiner Leute aber, die Sie erkannt haben, wird es nothwendig seyn, daß Sie abgelöst werden. Ich rathe Ihnen also, es zu veranstalten, daß ein anderer Offizier für Sie die Wache übernimmt und — zugleich lade ich Sie bey mir zur Tafel ein.“ Er entließ den Offizier, berief seine Leute zu sich und erklärte ihnen: „Sie wären durch die Aehnlichkeit des Offiziers mit dem Janne getäuscht worden. Er selbst hätte mit dem Offizier gesprochen und erfahren, daß er von einer bekannten altadelichen Familie abstamme. Er verböte es ihnen noch einmal, den Offizier zu beunruhigen, oder ihre Vermuthung auch nur im geringsten gegen denjenigen zu verlautbaren, der ihn ablösen und in seiner Stelle die Wache übernehmen sollte.“ Der Lieutenant speisete an der Tafel des Gesandten und

wurde von seinen gewesenen Kameraden bedient. — Durch diesen Edelmuth des Gesandten blieb die wahre Abkunft des Offiziers ein Geheimniß, die Ehre desselben ungekränkt und sein Glück gesichert und ungestört.

D—us.

IV.

Auszug eines Schreibens aus London vom
25. September.

Am 16ten Sept. ward dem Volke durch Kanonensalven vom Park und Tower angezeigt, daß Dännemarks Hauptstadt und Flotte durch Kapitulation in die Gewalt der englischen Militärmacht gekommen sey. Nie ist jedoch wohl ein Sieg in England mit mindern Freudenbezeugungen vernommen worden. Man theilte sich die angekommene Neuigkeit mit, als sey es die Nachricht von einer Niederlage, man fühlte die Schande eines barbarischen ruhmlosen Triumphs, und viele Stimmen erklärten sich laut gegen die-

jenigen, welche aus verblendeter und hinterlistiger Politik unschuldig Blut haben vergießen lassen. Am Abend war kein Haus erleuchtet, und Reisende, aus entfernten englischen Provinzen, versichern, daß der Abscheu an dieser Expedition und deren Urheber von allen guten Engländern getheilt wird. Viele, die bisher die Gründe dieser Expedition im Stillen getadelt hatten, erklärten sich nun laut gegen ihren Erfolg, und versicherten, daß England dadurch seinem Untergange um einen Schritt näher gerückt sey, dem Untergange, zu welchem so viele einander verdrängende Ministerien rastlos durch Verfolgung eines Systems hingearbeitet haben, das sich bald durch trügerischen Glanz und bald durch Kleinlichkeit und Selbstsucht auszeichnete, und welches das jetzige Ministerium zur völligen Ausbildung bringen zu wollen scheint, indem es sich den allgemeinen Verwünschungen aussetzt und eine bereits verdorbene Nation ganz um ihre sittlichen Gefühle bringt.

Die drohende Krisis, welcher dieses Land endlich dadurch entgegen geführt worden, daß man das wahre Verhältniß und das

wahre Interesse desselben verkannt, daß man dem Feinde ein leichtes Spiel gemacht, daß man den Bundesverwandten Ueberdruß eingeblößt, daß man die Hülfquellen des Staats verschleudert und sich eine despotische Herrschaft der Meere angemacht hat, scheint sich jetzt den Augen der Nation auf einmal zu enthüllen und sie um so schmerzhafter zu erschüttern, als diese Art der Ansicht ihr gewissermaßen ganz neu war. Eben diese Nation, welche bisher das Elend des Krieges nur von ferne gesehen, und sich gewöhnt hatte, mit einer gewissen Gleichgültigkeit die Niederlagen seiner Allirten zu vernehmen, welche noch vor wenig Monaten in den trivialen Aeußerungen einer oberflächlichen Vaterlandsliebe die ganze Welt zum Kampfe heraus forderte, eben diese Nation beginnt jetzt, die Nähe der Gefahr zu ahnen. Die klügern Köpfe derselben gestehen jetzt, sie sey nicht, was sie sich zu seyn gerühmt habe, eine an sich kriegerische Nation; sie sey im Gegentheil, mit Ausnahme der Seemacht, durch Luxus und Selbstsucht verdorben; sie bestehe vielmehr in ihrem gegenwärtigen Zustande der Sicherheit und des Reichthums

nur durch den schnellen Umlauf ihrer Kapitalien, durch ihren Handel und ihre Betrieblichkeit; die ungeheure Menge der Auflagen ertrage nicht den mindesten Stillstand im Geldumsatze; sie dürfe auf der Bahn ihres Wohlstandes keinen Augenblick anhalten oder zurückgehen, ohne das ganze Gerüst ihrer Finanzverwaltung und wahrscheinlich Weise ihre Konstitution in Trümmer zerfallen zu sehen, und das System einer Seeräuberey und Plünderung, mit einem Worte das System eines algierischen Staates führe gerade zum Vertrocknen der Quellen, welche ihr Nahrung zuführen sollen, und beschleunige den Untergang des Reichs, dessen Wesen im Handel und im Fabrikfleisse besteht. Schon ist Englands Handel mit dem Kontinent zu einem Zustande höchster Unschicklichkeit gebracht, die Ausfuhr ist gehemmt, die Nimmessen bleiben aus, die Manufakturisten sind beunruhigt und die Börse ist nutzlos. England sieht sich mit einem Vernichtungskriege von dem Nachbar bedroht, welcher in eben dem Augenblick am mächtigsten ist, wo der größte Theil der englischen disponiblen Truppen sich abwesend befindet;

es vernimmt das Mißlingen seiner Expeditionen, welche die Habsucht veranlaßt hat; es macht sich üble Vorbedeutungen von einer andern, welche, ob zwar gelungen, nur dazu dienen wird, die Zahl seiner Feinde zu vermehren; es macht sich gefaßt, Rußland unter seinen Widersachern zu sehen, und zittert bey der Aussicht eines möglichen Krieges mit Amerika, welches jährlich für acht Millionen Pf. St. von englischen Waaren verbraucht, und welches die Mittel in Händen hat, seine wichtigsten Besitzungen im atlantischen Meere ihm zu entreißen oder dieselben auszuhungern. Dies ist eine treue Schilderung der gegenwärtigen Lage dieses Landes, und um jene zu vollenden, muß man noch hinzusetzen, daß dies Land von Parthenen zerrissen sey, deren Verblendung in den Nebenbuhlern die einzigen Feinde gewahr wird, daß es von einem Ministerio geleitet wird, welches sich weder der Achtung noch des Zutrauens der Nation erfreuen kann, und sich nur dadurch erhält, daß die Oppositionsparthey, immer noch nach den jüngst verlassenen Aemtern schnappend, weder mehr geachtet noch mehr geliebt ist, als

jene. Die Nation, in der Mitte zwischen zwey Faktionen, auf welche die Wahl des Souverains beschränkt zu seyn scheint, sieht in beyden keinen, von dem sie sich eine bessere Zukunft versprechen darf, nicht ein hervorstechendes Talent und zumal keinen Karakter, der sich zu der Höhe der Umstände und der Gefahren des Augenblicks zu erheben vermöge.

A n z e i g e.

Das seit fünf Jahren mit Zufriedenheit der Leser aufgenommene Nordische Archiv wird auch im künftigen Jahre für den alten Preis fortgesetzt. Auswärtige Interessenten, die es bisher von der Expedition dieses Journals bezogen haben, werden ganz ergebenst gebeten, sich mit ihren Bestellungen direkte an die Postämter ihres Orts zu wenden, indem die Verlagshandlung mit der

Versendung durch die Post sich nicht befassen kann. Für 10 Rubel B. A. liefert das kaiserl. Gouvernements-Postamt zu Riga den Bestellern mit den ersten Tagen jedes Monats dieses Journal franco. Bis Ende Novembers werden Pränumerationen angenommen.

Riga, den 1sten November 1807.

Die Expedition des nordischen
Archivs.

Nordisches Archiv.

Monat Dezember

Riga,

in der Expedition des nordischen Archiv's.

Das nordische Archiv erscheint in monatlichen Hefen. Drei Hefen machen ein Bändchen, und zwölf einen Jahrgang aus, dessen Preis zu 10 Rubel bestimmt ist.

Die Hauptexpedition für ganz Rußland hat das Kaiserl. Gouvernements-Postamt in Riga übernommen. Aus unliegenden Gegenden wendet man sich directe an die Verlags-Handlung selbst. Zweckmäßige Beiträge werden unter derselben Adresse eingesandt und wie bisher nach Kräften honorirt.

Riga, im Dezember
1807.

Die Expedition des N. A.

1807

Verlag des Nordischen Archivs in Riga

1850
1851
1852
1853
1854
1855
1856
1857
1858
1859
1860
1861
1862
1863
1864
1865
1866
1867
1868
1869
1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900

Gedruckt bey Wilhelm Ferdinand Häcker,
privilegirtem Stadts- u. Buchdrucker.

Mit Bewilligung der Kaiserl. akademischen Censur zu
Dorpat.

Nordisches Archiv.

Monat Dezember 1807.

J.

Gawrila Chabarow's seltsame Reise nach
dem Nordpol.

(Aus dem Russischen.)

Unter der Regierung des Großfürsten Michael Feodorowitsch, im Jahre 1616, befand sich ein junger Russe, Namens Gawrila Chabarow, in Moskwa, dessen Imagination wahrscheinlich durch Lesung berühmter Abentheurer erhitzt, und der durch die damalige Sitte unter den Russen, Ent-

deckungen in fremden Welttheilen zu machen, um sich dadurch Reichthümer zu sammeln, veranlaßt wurde, auf Abentheuer auszugehen. So kann man seinen Plan wirklich nennen, wenn man seine Geschichte durchgelesen hat. Doch wir wollen unsern Lesern nicht vorgreifen, und lassen den kühnen Seefahrer selbst erzählen.

Ich lebte von meiner frühesten Jugend an in vertrauter Freundschaft mit einem jungen Russen, Borowsky mit Namen, der in Gesellschaft seines Vaters, eines Kaufmanns aus Simbirsk, schon einige Reisen nach Tobolsk und selbst bis nach Kamtschatka gemacht hatte. Dieser kam einmal zu mir und sagte, daß er mir ein Geheimniß anvertrauen wolle, wobey er meinen Beystand nöthig habe. Du weißt, sagte er, daß unser Großfürst seinem Volke gern den Verkehr mit China so leicht als möglich machen möchte. Der Weg über Land ist beschwerlich und gefahrvoll, und wie oft werden die Karavanen von den Tatern beraubt und die Kaufleute erschlagen. Der Großfürst hat

also große Belohnung dem versprochen, der einen Weg zur See um die Nordländer nach den japanischen und chinesischen Küsten entdeckt, welches gelehrte Männer auch sehr möglich glauben. Alle Bemühungen bisher waren vergebens; das Eis legte ihnen unüberwindliche Hindernisse in den Weg, und doch halt' ich es nicht für unmöglich. Du bist jung und beherzt; und es kommt darauf an, ob du mich begleiten und Ruhm und Belohnung mit mir theilen willst? Ich war sogleich willig, und in einigen Tagen machten wir uns auf nach Tobolsk in Sibirien, wo wir uns mit allen Nothwendigkeiten zu unserer Reise versahen, und dann unsern Weg nach Kamtschatka fortsetzten. Hier bungen wir einen russischen Schiffskapitain, daß er uns so weit nach dem Nordpol bringen sollte, als es das Eis möglich mache.

Am 16ten Juni 1616 gingen wir bey gutem Winde zu Schiffe, und nahmen einen Kamtschadalen mit, den wir zu unserer Absicht vielleicht nöthig haben könnten. Wir segelten immer nordwärts, und bald wurden wir Eisfelder gewahr, und die Kälte

nahm zu. Unterm 85sten Grade gelangten wir endlich an eine außerordentliche Eisin-
 sel, und da wir von allen Seiten mit gro-
 ßen Eisbergen umgeben waren, so beschlo-
 ßen wir das Schiff zu verlassen, da mit
 demselben nicht weiter zu kommen war. Un-
 ser Reifegeräthe bestand aus einer Quanti-
 tät geronnener Rindsbrühe, Schiffszwiback,
 zwey kleinen Defen, zwey Kohlpfannen und
 zwey Säcken Kohlen. Wir wuschen uns
 darauf mit einer Salbe, welche Vorowsky
 erfunden, und die sehr gute Dienste gegen
 die Kälte leistete. Unsere Unterhosen und
 Lätzchen waren von Flannel, über diese
 Wamms und Hosen von Matrosentuch mit
 dem wärmsten Futter, welches wir in Zo-
 bolok erhalten konnten, dann einen russischen
 Fuchspelz, und über das alles ein geölt lei-
 nen Tuch vom Wirbel bis an die Knie, mit
 Gläsern vor den Augen, und vor dem Munde
 einen Schlitze zum Odemholen. Unsere
 Schuhe waren gefüttert und mit geölter
 Leinwand überzogen, und an dieselbe befe-
 stigten wir Schlittschuhe. Der Kamtschada-
 le trug unser Gepäck, und Vorowsky und
 ich hatten auf einem Steffen auf der Schul-

ter vorn einen kleinen Ofen und hinten einen Sack mit Kohlen. In diesem Aufzug begaben wir uns auf das Eis. Der Schiffskapitain, Jakob Golwitz, befahl uns Gott mit thränenden Augen, und wir setzten unsere Reise über Eisebenen und Hügel immer nordwärts fort. War es spät, so suchten wir hinter einem Hügel gegen den Wind Schutz; ein großes ausgebreitetes Bärenfell war unser Tisch, Bett und Sopha; wir kochten auf unserer Kohlpfanne Suppe und erquickten uns wieder.

Ich habe vergessen zu sagen, daß wir jeder wohlverwahrt im Busen eine Flasche starken Brandtwein hatten. Etwas — denn wir gingen sparsam damit um — mit Wasser vermischt, war unser Getränk. Legten wir uns schlafen, so versahen wir unsere Defen reichlich mit Kohlen, legten uns in einen Triangel herum, daß jeder Wärme genoß, deckten uns mit einem Bärenfell und befahlen uns dem Himmel. Am 24ten sahen wir einen weißen Bären; Borowsky war ein guter Schütze und erlegte ihn. Wir ogen ihn ab, und rösteten einige Stücke

auf der Kuhlpfanne, um unsere Brühe zu schonen. Am folgenden Tage befanden wir uns unter dem 88sten Grad, und die Kälte war außerordentlich; allein wir befanden uns insgesammt wohl und gut. Wir setzten unsere Reise zwischen hohen und steilen Eisgebürgen muthig fort und bemerkten, daß die Berge sich verminderten, je näher wir dem Pole kamen. Am 27sten gegen neun Uhr befanden wir uns auf einer Anhöhe, von welcher wir eine weite Aussicht hatten. Wir entdeckten gegen Norden einen hohen pyramidenförmigen Berg von großem Umfange, und was uns sonderbar schien, ohne Eis und Schnee. Am folgenden Tage fanden wir, daß das Eis glätter und die Kälte milder war, und bemerkten den Berg immer deutlicher. Wir sahen Vögel von Gestalt und Farbe, als wir noch nie gesehen. Borowsky war so glücklich einen zu schießen, den wir rupften und aßen. Das Fleisch war zart und schwärzlich und schmeckte wie Wildpret. Die Vögel sahen karmosinfarbig aus und hatten auf dem Kopfe eine Krone oder Busch, der wie goldne Frangen flitterte. Schnabel und Füße waren weiß und

wie wir nachher hörten, hießen sie Squakfoos.

Am 29sten wurden wir ein wunderbares Thier in der Größe eines Hasen und grau von Farbe gewahr. Es hüpfte wie ein Floh und gab einen schwachen traurigen Ton von sich. Am folgenden Tage befanden wir uns unter dem 89sten Grad 26 Minuten und hatten nun noch einen Grad bis zum Pole. Am ersten July schossen wir einen weißen Bär und rösteten etwas Fleisch; er mußte alt seyn, denn das Fleisch war außerordentlich zäh. Die Kälte nahm immer mehr ab, das Eis ward gangbarer, und am dritten Julius befanden wir uns unter 89 und ein halb Grad und also dem Pole ganz nahe. Wir hatten Abendwind und die Luft war so gelinde, daß wir unser geöltes Tuch abnehmen konnten. Wir bemerkten mehrere von den erwähnten Vögeln und Thieren und am 4ten sahen wir deutlich den Berg hin und wieder grün und am Fuße waldig. Dieser Anblick belebte unsere Schritte und am fünften befanden wir uns am Ende des Eises und hatten Wasser vor uns,

wohl eine gute Viertel Meile breit, bis an den Fuß des Berges. Wir zogen unsern Quadrant zu Rathe und fanden, daß wir gerade unter dem Pole waren. Wir schlossen also, daß dieser außerordentlich große Berg von der Natur selbst zum Merkzeichen des Poles gesetzt worden sey. Wir bemerkten genau auf der Spitze einen Rauch aufsteigen und schlossen, daß es ein Vulkan sey. Der große Umfang des ungefrornen Wassers unter den Pole und die Mildheit der Luft war also ohne Zweifel eine Wirkung des Schwefelfeuers unter dieser großen Erdmasse, welches die unzählbaren Quellen und die Luft erwärmete.

Nun aber war die Frage, wie wir an das jenseitige Ufer kommen wollten, wohin uns doch die Neugier trieb. Zum Glück war unser Kamtschadale ein vollkommener Schwimmer. Wir schickten ihn also hinüber und trugen ihm auf, daß er von großen Baumästen mit Seilen von Seegrass, welches wir in Menge bemerkten, eine Art Floß verfertigen und uns hinüber holen sollte. Er brachte die Sache in einigen Stunden

zu Stande und kam auf dem Flosse zurück; da es aber schon spät war, so verschoben wir die Ueberfahrt bis auf den folgenden Tag. Nun war aber eine andere Frage, wie wir das Floß an das Eis befestigen sollten, daß es uns die Nacht nicht fortzuschwamm? Wir erfanden folgendes Mittel: wir machten einen eisernen Nagel glühend, und machten mit demselben ein Loch ins Eis, stellten dann einen Stock ins Loch, und banden unser Floß mit einem Seile von Seegrass an. Nun legten wir uns ruhig auf unser Bärenfell und erwarteten ungeduldig den Morgen, um den Polarberg zu ersteigen.

Endlich kam die Stunde unserer Einschiffung, wenn ich so sagen darf. Das Floß war groß genug, uns und unsere Bagage zu fassen. Wir folgten Anfangs dem Ströme, der uns auf 600 Ellen dem Meeresbusen hinabführte, und dann bedienten wir uns der Ruder von Baumästen, die unser Kamtschadale angebracht hatte. Nach einigem Kampfe mit dem Ströme erreichten wir endlich das Ufer und nachdem wir das Floß

befestiget, erreichten wir mit unaussprechlicher Freude den Fuß des Berges. Hier fanden wir aber neue Schwierigkeit: diese Seite war außerordentlich steil, mit Kollerde, Asche und Kohlen, von den Ausbrüchen des Vulkans, bedeckt.

Mit der größten Anstrengung arbeiteten wir einige Stunden, erreichten dann sehr ermüdet eine natürliche Terrasse, und genossen eine erhabene prächtige Aussicht; wurden aber auch immermehr überzeugt, daß ein nordwestlicher Durchgang von Indien nach Europa unmöglich sey. Gegen Abend erstreckte sich, so weit wir mit unsern Gläsern sehen konnten, ungefrorenes Meer mit der Nordküste Asiens parallel oben durch ein wundergroßes Eisfeld, wohl auf zweyhundert Meilen groß, getrennt. Nach Morgen hin erstreckte sich das Meer an die Nordwestküste eines festen Landes, welches wir am Horizont wie einen Nebel erblickten. Gegen Süden hatten wir die Eisfelder, über die wir so glücklich gekommen waren, und die entgegengesetzte Aussicht verbarg unser kegelförmige Berg.

Als wir etwas ausgeruht und uns mit Brandtwein und Wasser gestärkt hatten, stiegen wir weiter und fanden es so schwierig nicht, als wir es vermuthet hatten. Wir erreichten den Gipfel, wo wir den Krater sehen konnten, und von der wundervollen Aussicht, die sich unsern Augen von allen Seiten öffnete, zu frommer Empfindung hingerrissen, fielen wir auf die Knie. Wir hatten nun die Gegend gerade vor uns, die uns der Berg verborgen hatte. Wir entdeckten ein bergiges Land, das sich nach Westen erstreckte; und aus dem hellen Rausche auf einigen Bergen schlossen wir, daß es Vulkane wären, welches uns die Wärme in dieser Gegend noch mehr aufklärte.

Glücklicher Weise hatten wir einen sanften Nordwestwind, der den aufsteigenden Rauch aus dem Krater südwärts trieb, so daß wir von drey Seiten freye Aussicht hatten, und die vierte war uns nur allzuwohl bekannt. Nach unserm Quadranten befanden wir uns genau neunzig Grad vom Aequator.

Wir konnten an der Nordküste sehr deutlich eine Bay unterscheiden, die wir für den Ausfluß eines großen Stroms hielten.

Nachdem wir unsre Neugierde gesättigt, stiegen wir an der entgegengesetzten Seite, als wir herauf gekommen waren, hinab, und ein unerwarteter Anblick erregte uns die größte Freude. Wir erblickten ein großes Canoe und dabey zwey Menschen in fremder Kleidung. Wir eilten auf sie zu und suchten sie uns durch Freundschaftszeichen geneigt zu machen, worauf der älteste näher kam und uns in seiner Sprache, die unser Kamtschadale verstand, weil sie ein Dialekt der seinigen war, fragte: wer wir wären und woher wir kämen? Als er hörte, daß wir über das Eis gekommen wären, so gab er durch Verdrehungen seines Körpers und durch Reiben mit der flachen Hand auf seinem Wirbel sein Erstaunen zu erkennen.

Auf unser Befragen, woher und was er wäre? antwortete er: daß er mit seinem Sohne von der jenseitigen Küste hierher ge-

kommen wäre, kleine Muscheln zu suchen, die bey seinen Landsleuten großen Werth hätten; daß sein Land Ippikiffa, und der Beherrscher Diddi=doudi (so viel als Vater des Volks) heiße, und daß er im Begriff wäre, hinüber zu rudern. Diese Muscheln sind schön gesprenkelt und werden an einander gereiht, an Schnüren von den Därmen des Fulguls, (eines Thieres, das unserm Schaaf ähnlich ist, aber keine Wolle hat,) und als Halschmuck getragen. Wir nahmen auch welche mit.

Da es unserer Absicht gemäß war, die Küste des unbekanntes Landes kennen zu lernen, so gaben wir dem Ippikiffaner zu erkennen, daß wir sein Land und den Diddi=doudi sehen möchten. Er schien darüber sehr erfreut, und wir gingen mit unserm Gepäcke sogleich an den Bord seines Canoe.

Wir ruderten auf die Mündung des Stroms zu, der, wie wir hörten, Garagumut hieß; wir hatten günstigen Wind, fuhrten die Nacht durch und gelangten am Morgen des siebenten July in die Mündung des

Garagurmut, der anderthalb Meilen breit war. Wir sahen verschiedene Ippikkianer, die in ihren Canoes fischten und über unsere Erscheinung eben so erstaunten, als der unsrige, da er uns ansichtig ward.

Als wir ans Land kamen, kochten wir auf unserer Kohlpfanne Suppe, und gaben Whimnoo und seinem Sohne Billakou (so hießen unsere Ippikkianer) auch davon, die sie aber mit Ekel gleich wieder ausspieden. Ihre Nahrung sind Fische, Kräuter und Wurzeln. Mehrere Eingeborne versammelten sich um uns; sie machten die oben beschriebenen Verwunderungszeichen und bewunderten unsere Kohlpfanne, aber keiner wollte von unserer Suppe.

Als wir gegessen hatten, fragten wir Whimnoo, wo der Diddi-doubi sich aufhalte, und baten ihn, daß er uns hinführen möchte. Er zeigte auf einen Wald, eine halbe Meile von uns, und war sogleich bereit, mit seinem Sohne uns zu begleiten; worauf wir auf oben beschriebene Art bepackt unsern Weg antraten.

Wir stießen unterwegs auf einige Haufen Eingeborne; ihr Betragen war frey, unbesorgt und ruhig. Wir gelangten an den Wald und gingen durch denselben einige Stunden, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnete, als daß der arme Borowsky in ein tiefes Loch stürzte, das mit hohem Gras und Gesträuchen bedeckt war. Meine Besorgniß stieg aufs Aeußerste, da er keinen Laut von sich gab, und es fragte sich, wie wir ihn wieder heraus bringen könnten.

Whinnoo und sein Sohn, die darüber ebenfalls bestürzt schienen, suchten eiligst eine Pflanze, die sie Matawaka nannten, drehten eine Art Seil, banden ein Stück an das andere, und an demselben ließ sich Villakon und der Kamtschadale herab. Bald darauf riefen sie uns, sie hätten Borowsky umschlungen, und in ängstlicher Erwartung und mit der äußersten Anstrengung zogen wir sie herauf.

Borowsky war sinnlos; doch brachten wir ihn wieder durch Reiben und Wärmen zu sich, und da der Grund des Loches voll

Schlamm war, so hatte er keinen Schaden genommen als eine leichte Kontusion hinten am Kopfe, von dem Ofen, den er trug.

Wir setzten unsern Weg fort, und gelangten ziemlich spät an eine Art Dorf, in welchem der Dibdi-doubi in einer größern Hütte als die übrigen wohnte, die mit einer Art Pallisaden umgeben war, die einen weiten Hof formirten. Sogleich sahen wir uns von einem Haufen Männer, Weiber und Kinder umgeben, die ihr Erstaunen durch die seltsamsten Gestikulationen zu erkennen gaben.

Wir kehrten auf diese Nacht bey einem ehrwürdigen Ippiktikaner, einem Freunde Whimnoo's, ein, kochten unsere Suppe, und erhielten von unserm Wirthe eine Art wohl-schmeckendes Brod von der gerösteten Wurzel der Pflanze Maxamannak, das sehr nahrhaft und gesund ist.

Des andern Tages wurden wir in die Residenz des Dibdi-doubi geführt. Er war schon bey Jahren und unerachtet seines ro-

hen Anstandes, zeigte er eine gewisse Würde. Er empfing uns sitzend auf einem Bärenfelle mitten in einem runden Behältnisse. Um seinen Hals hingen einige solche Muschelschnuren und in den Ohren polirte Fulgulszähne und Klauen von dem großen Raubvogel Wappamaranna, wie sie ihn nennen, der diesem neuentdeckten mitternächtlichen Lande eigen ist. Seine Nase war mit einem ovalen Stück Perlmutter geziert; auf dem Kopfe trug er eine Art Mütze von Zobbel, hinten mit einem langen Lappen; um die Schultern eine Art Mantel von Biberfel, der auf der Brust mit gewissen Fischzähnen zusammengehaft war. Außer einer Reihe rother und weißer Federn um die Hüften war sein ganzer Körper unbedeckt.

Die Kleidung des Volks war wenig verschieden, nur daß es nicht so viel Puß trug und ihre Mützen hinten keine Lappen hatten. Die Frauenzimmer trugen eine Art kurzes Röckchen von Fuchsfellen mit Wappamaranna's Federn sonderbar durchwebt, und unterschieden sich außerdem in nichts von den Mannspersonen.

Diddi=doudi erkundigte sich vermittelst unsers Kamtschadalen nach der Absicht unsrer Reise und erstaunte nicht wenig über die Berwegenheit unsers Unternehmens. Er verlangte unsere Schlittschuhe zu sehen, die er dann mit seiner Familie und den Umstehenden mit aller Aufmerksamkeit besühlte. Es blieb ihnen unglaublich, daß ein Paar solcher Schuhe so viele Meilen weit übers Eis bringen sollten.

Nach einiger Unterhaltung mußten wir mit dem Diddi=doudi essen: man trug einen außerordentlich großen Fisch auf, der nicht übel schmeckte, und mehrere kleine Fische, die aber zum Theil unschmackhaft waren. Fleisch verabscheuen die Jippitikaner. Unser Getränk bestand aus einem röthlichen Baumsafte von angenehmem Geschmack, der nicht berauschte. Unser Brandtwein war alle; wir schenkten aber dem Diddi=doudi eine leere Flasche, die ihn sehr vergnügte. Diese und ein Ofen, an dem er Gefallen fand, verschaffte uns die feste Freundschaft des alten Oberhauptes, und er leistete uns

wesentliche Dienste zu unsern folgenden Entdeckungen.

Wir erfuhren vom Diddi=doudi, daß der große Strom Garagurmut sehr tief im Lande in dem Gebirge nach Südost entspringe, seinen Lauf nach Westen nähme und dann nach Norden, und sich endlich in die See ergieße; im Winter zufriere, im Sommer aber für ziemliche Schiffe schiffbar sey.

Wir zeigten großes Verlangen den Fluß zu befahren, weil wir Aufschluß für unsere Absicht zu entdecken glaubten; und der Diddi=doudi erbot sich, uns zu begleiten, sowohl um uns seine Achtung zu bezeigen, als auch um uns in Ansehung der Eingebornen am jenseitigen Ufer des Garagurmut erforderliche Nachricht zu ertheilen. Dies konnte jetzt um so eher ausgeführt werden, da zwischen dem Diddi=doudi und dem Verolok, dem Oberhaupte der Sipparabaw Nation, Friede war.

Am neunten Juli bestiegen wir das königliche Kanoe, dem drey andere mit Mund-

vorrath und andern Nothwendigkeiten folgten. Das Land ist zu beyden Seiten waldig und hat ganz eigne Baumarten. Der Garagurmut fließt nicht schnell und hat ein so klares Wasser, daß man auf sechzehn Fuß tief die Fische auf dem Bette sehen kann. Das Wasser ist zum Trinken und Baden sehr gesund.

Am Abend landeten wir, schlugen ein Zelt auf und schiefen auf unserm Bärenfell; und am Morgen setzten wir unsere Reise fort. Der Diddi=doudi berichtete uns, daß ein anderer großer Fluß nicht weit vom Garagurmut entfernt sey; diese Nachricht erfreute uns außerordentlich, da sie mit unsern Wünschen übereinkam, und wir beschloßen, so viel möglich, uns von der Wahrheit zu überzeugen.

Diese Nacht blieben wir in Esquimanna, einem Tempel ihrer Gottheit, Duroukoukou, wohin stark gewallfahrtet wird. Bey diesem Tempel schwören, ist der heiligste und unverletzliche Eid der Ippikkianer. Am folgenden Tage gingen wir durch einige dicke

Wälder und blieben die Nacht in einem Orte, Tootoo genannt.

Am zwölften hatten wir guten Wind, der unsere Fahrt beschleunigte, und am vierzehnten gelangten wir an die Wendung des Flusses gegen Westen, wo wir jenem andern Flusse immer näher kamen. Am sechzehnten verließen wir unser Canoe, setzten unsere Reise zu Lande fort und erreichten am siebzehnten den andern Fluß, auf welchem wir eine beträchtliche Strecke hinabfuhren.

Nun ist, meines Erachtens, nichts leichter, als einen nordwestlichen Durchgang zu finden, sobald diese beyden großen Flüsse durch einen Kanal verbunden werden, wozu die Ippikkikaner allen Vorschub leisten würden, da der Dibdi-doudi großes Verlangen nach Verkehr mit den Europäern trägt. Die europäischen Weltumsegler haben den Fehler gemacht, daß sie ihre Fahrt nicht mehr nach Nordwest richteten, nachdem sie den 84sten Grad der Breite erreicht hatten. Sie würden unterm 86sten Grade kein Eis gefunden, und indem sie ostwärts gesteuert, das Polareiland unfehlbar entdeckt haben.

Da wir nun unsere Absicht nach Wunsch erreicht und zweyen Vorgebirgen unsere Namen gegeben hatten, empfahlen wir uns dem Diddi=doudi höflichst und fuhren den Fluß hinab, wo wir unsern Kapitain Golwitz zu finden glaubten, wie wir ihn nach Wahrscheinlichkeit beordert hatten. Wir fanden ihn auch glücklich da, und freuten uns über die Maaße von beyden Seiten, da er in Sorge gestanden, daß wir auf dem Eise umgekommen wären. Am 28sten July gingen wir unter Segel, erreichten am folgenden Tage Kamtschatka, von wo wir uns nach Moskau verfügten.

Der Großfürst, dem wir eine vollständige Relation unserer Entdeckungen übergaben, war erstaunt und gab Befehl, daß uns aus seinem Schatze die versprochene Belohnung ausgezahlt wurde. Er ließ sogleich eine Flotte zu einer Expedition nach dem Polareilande ausrüsten; allein sein unvermutheter Tod vernichtete den Erfolg, da sein Nachfolger um Wissenschaften und Künste unbesorgt war.

Demohngeachtet glaube ich gewiß, daß vielleicht nach hundert Jahren die Sache durch Unterstützung dieses oder jenes mächtigen Potentaten zu Stande kommt, da die Erzählung unserer That auch auf die Nachkommen sich fortpflanzen wird.

II.

Schicksal der Brancovane und Kantakuzene. *)

Die Geschichte kennt wenige Beispiele eines größern Mißgeschicks, als desjenigen,

*) Quellen sind: 1) Tagebuch Peters des Großen, siebente Verlage: „Wunderbare Fügungen der göttlichen Rache an der Familie der in der Walachen berühmten Kantakuzenen, wie auch an der Brancovanischen Familie,“ abgedruckt in Hackmeisters russischer Bibliothek VIII. S. 147. 2) Des Grafen D a d i c h s Denkwürdigkeiten von Konstantinopel in Gatterers historischer Bibliothek. X. XII. XIII.

welches im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die fürstlichen Familien der Brancovane und Kantakuzene traf.

Fürst Konstantin Bassaraba, Graf von Brancovan, war seit dem Jahre 1689 Fürst der Wallachen, die er zwey und zwanzig Jahre unter türkischem Schutze ruhig beherrschte. Er war der Nachfolger und Schwestersohn des Fürsten Scherban Kantakuzen, dem er schon als Kanzler gedient hatte. Aber des Verstorbenen Brüder, Konstantin und Michel Kantakuzen, beneideten ihm die gefährliche Würde und bereiteten sein Verderben. An Mitteln dazu fehlte es ihnen nicht.

Fürst Konstantin hatte mit den beyden christlichen Kaiserhöfen, die an sein Fürstenthum grenzten, in gutem Vernehmen zu stehen gesucht. Er war Vasall des Sultans, indeß ihn Gleichheit der Religion dem Kaiser der Deutschen und dem Zaar der Russen anschloß. Auch waren ihm, außer der Reichsfürstentwürde, vom Kaiser die zu Siebenbirgen gehörigen Graffschaften Brancovane

wan und Fogaraz verliehen, welche die Familie Bassaraba ehemals besessen hatte. Dabey hatte er die Versicherung erhalten, daß, wenn je das Erzhaus Oesterreich wieder in seine alten Rechte an der Wallachey eintreten würde, seine Familie auf immer damit belehnet werden solle.

Jetzt brach im Jahre 1710 auf Karls XII. Antrieb ein Krieg zwischen der Pforte und den Russen aus, und Zaar Peter, welcher wohl einsah, wie wichtig ihm hiebey die Hülfe Brancovans werden könne, säumte nicht, ihn durch vertraute Personen in sein Interesse zu ziehen. Brancovan rieth dem Zaaren, ohne Zeitverlust an die Donau zu rücken, und versprach, ihm sodann zu Hülfe zu kommen.

Kantafuzen, von dieser Unternehmung unterrichtet, meldete Brancovans Untreue der Pforte; die Folge war, daß Demetrius Kan temir, der jüngst von der Pforte zum Fürsten der Moldau ernannt war, Auftrag erhielt, den Brancovan gefangen nach Konstantinopel zu schicken, und selbst die

Regierung der Wallachey zu übernehmen. Aber Peters großer Name und seine Verheißung bewog auch Kantimirn, die türkische Verbindung zu verlassen, und sich dem Zaaren in die Arme zu werfen, welcher ihm sein volles Vertrauen schenkte, indeß ihm durch Thomas Kantakuzen, welcher in sein Lager kam, ein Mißtrauen gegen Brancovans Treue eingeflößt wurde. Statt, Brancovans Wunsche gemäß, an die Donau zu eilen, weilte nun Peter in der Moldau am Pruth; die Türken gingen über die Donau; der wichtige Augenblick war verloren, und Peter entging, nur durch die Geistesgegenwart seiner Gemahlin gerettet, der Gefangenschaft, oder dem Tode.

Nicht so glücklich war Fürst Brancovan. Den Kantakuzenen, die sein Verderben geschworen hatten, war es nicht schwer, da sie alle seine Verbindungen kannten, ihn auch dem türkischen Hofe verdächtig zu machen. Wirklich ward bald nach dem Frieden am Pruth der Kapudschi Pascha, Mustapha Aga, mit dem Auftrage, den Fürsten abzusetzen, nach Bukarest, der wallachischen Hauptstadt

gesandt. Er war dazu vor andern gewählt, weil er Brancovan's alter Freund war, und seine Ankunft dem Fürsten um so weniger Verdacht einflößte, da er sich als einen Durchreisenden meldete, der mit Befehlen an den Pascha zu Bender abgeschickt sey. Brancovan empfing ihn mit großem Gepränge in seinem Pallast, wo alle Bosaren versammelt waren. Mustapha erschien, gefolgt von zwölf vertrauten Dienern (Eschogodaren), die auf den Fall des Widerstandes kleine Säbel und Pistolen unter ihrer Kleidung verborgen hatten. Nach den gewöhnlichen Grüßen sagte er dem Fürsten, daß er geheim mit ihm zu reden habe, und sonach bitte, alle seine Diener, außer dem Dollmetscher, aus dem Zimmer gehen zu heißen. Es geschah. Mustapha zog jetzt den Firman hervor: „Ich wünschte,“ sagte er, „Dir, meinem Freunde, keinen solchen Umschroung Deines Schicksals ankündigen zu dürfen. Allein die Treue, die ich dem Sultan schuldig bin, verpflichtet mich zu thun, was mir befohlen ist. Wisse dann, daß Du Deiner Fürstenwürde entsezt, und diesen Gegenwärtigen zur Bewachung

übergeben bist.“ Die Tschogodaren traten nun hinzu, fesselten den Erstaunten und führten ihn in eins der inneren Zimmer.

Mustapha ließ jetzt die Kantakuzenen und die übrigen wallachischen Bojaren rufen, und las den Firman des Sultans. Brancovan, so hieß es darin, sey ein Verräther; darum werde er abgesetzt, und solle nebst seiner ganzen Familie nach Konstantinopel geführt werden. Sofern sich jemand unterstehe, etwas zu unternehmen, was dem Befehle des Sultans zuwider sey, so würden ohne Verzug 12000 Mann Kriegsvölker einrücken und die Einwohner mit Feuer und Schwerdt vertilgen.

Die Bojaren neigten sich, und es erscholl nur eine Stimme: Alles, wie es der Sultan befiehlt.

Am folgenden Tage traf der Emirachor Achmet-Uga ein, und setzte nach des Sultans weiterem Auftrage den Sohn des Konstantin Kantakuzen, Stephan, zum Fürsten der Wallachey ein. „Ich achte mich,“

so heuchelte Stephan, „der großen Gnade nicht würdig.“ Aber der Aga zog ihn mit anscheinender Gewalt in die Mitte, legte ihm, dem Gebrauch gemäß, den Kasten an, und setzte ihn auf den Fürstenthron.

Der neue Fürst trieb seine Verstellung so weit, daß er in das Zimmer des gefesselten Brancovan ging und ihm bezeugte, daß ihm die unermuthete Veränderung seines Schicksals sehr zu Herzen gehe. „Glücklich war ich,“ so sagte der Heuchler, „als ich noch Unterthan eines solchen Fürsten war: jetzt in dem Fürstengewande fühle ich mich unglücklich.“

Fürst Brancovan ward mit seiner Gemahlin, vier Söhnen, der Gemahlin des ältesten Sohnes, die ihren Sohn auf dem Arme trug, vier Schwiegersöhnen, deren Gemahlinnen in der Wallachen zurückblieben, unter der Begleitung einer starken Wache, nach Konstantinopel abgeführt. Fürst Stephan begleitete sie die Stufen des Pallastes hinab, und hörte nicht auf, seine Unschuld an ihrem Unglücke zu versichern. Franco-

van hielt sich jetzt nicht länger. Er wandte sich zu ihm und sagte: „Du hast mich in großes Unglück gestürzt, und glänzend scheint Dein Glück. Aber ich weissage Dir, nicht lange, dann wirst Du über Dein eigenes Schicksal zu weinen haben.

Nach einem dreiwöchentlichen Zuge langte die Familie zu Konstantinopel an; und alle wurden in das dunkelste Gefängniß der Sieben Thürme gesetzt. Auch Brancovans älteste Tochter, die sich schon vorher in Konstantinopel befunden hatte, wurde mit ihrem Gemahle verhaftet.

Dennoch schien durch Brancovans und seiner Freunde Bemühungen das Schicksal der Verhafteten eine günstige Wendung zu nehmen. Aber die Kantakuzene, die, durch ihre Freunde schnell unterrichtet, dies vernahm, vollendeten ihr feindseliges Werk, das sie zum Verderben der Brancovanischen Familie begonnen hatten. Die Regiersucht erstickte alles Gefühl von Ehre und Pflicht; und nie zeigte sich der Undank und die Treulosigkeit in einer schändlichern Gestalt.

Brancovans Ueberführung, daß er die Treue gegen die Pforte verletzt habe, konnte durch Beybringung der Urkunde, wornach derselbe vom deutschen Kaiser zur Reichsfürstenwürde erhoben war, vollendet werden; und diese Urkunde besaß Konstantin Kantakuzen, des Fürsten Stephanus Vater. Brancovan hatte sie dem Kaufmann Markus Ruzzomano von Janina, von welchem die Unterhandlungen am wiener Hofe getrieben waren, anvertrauet, und der Kaufmann hatte sie, als Brancovans Unglück einbrach, unten in ein Mehlsfaß versteckt. Aber Konstantin wußte Brancovanen, bevor dieser nach Konstantinopel abging, nicht nur das Geheimniß, daß der Kaufmann Markus die Urkunde besitze, sondern auch den Befehl an denselben abzulocken, daß er die Urkunde den Kantakuzenen aushändigen solle.

Die Kantakuzenen, welche auf diese Weise in den Besiß der Urkunde gekommen waren, hatten sie bis auf den Zeitpunkt aufbewahrt, da die Brancovane sich zu ihrer Rettung bey der Pforte Einfluß zu schaffen gewußt hatten. Jetzt säumten sie nicht län-

ger, das urschriftliche Diplom an den Großvezier zu senden. Da bey diesem klaren Beweise jeder Zweifel an Brancovans Schuld gehoben war, blieb sein und der Seinigen Fall unvermeidlich. Sie wurden aus den Sieben Thürmen in das engere Gefängniß (Furn) gebracht, wo die geheimen peinlichen Untersuchungen zu geschehen pflegen. Nachdem fünf Tage lang der Fürst und sein ältester Sohn durch die grausamste Marter zu voller Entdeckung ihrer Verrätheren und ihrer verborgenen Reichthümer gezwungen waren, wurde das Todesurtheil über sie ausgesprochen. Vor dessen Vollziehung gab man sich alle Mühe, sie dahin zu bewegen, daß sie ihre Religion abschwören und den mahomedanischen Glauben annehmen möchten. Man versprach, in dem Falle nicht nur dem Vater und allen seinen Söhnen das Leben zu schenken, sondern ihn auch mit andern wichtigen Statthalterschaften zu begnadigen: Aber standhaft wies der Fürst den Antrag ab.

Der 14te Oktober 1714 war der blutige Tag, da der Fürst mit den Seinen an den

Ort der Hinrichtung gebracht wurde. Der Sultan selbst war nahe. Der erste, dessen Haupt fiel, war des Fürsten Minister, Wafareskul. Nun erging der Befehl, erst allen Söhnen des Fürsten, und dann ihm selbst den Kopf abzuschlagen. Mit wunderbarer Ergebung in sein Schicksal vernahm Brancovan diesen Befehl, der seine Marter vermehrte. Er sprach wenige Worte und dankte Gott für das Elend, in welches er ihn habe gerathen lassen, damit er seine Sünden erkenne und Buße thue. Dann wandte er sich mit erhabener Stimme zum Sultan. „So“ sprach er, „wird es allen ergehen, die in dem unglücklichen Stande geboren sind, daß sie Tyrannen dienen müssen.“ Ruhiger redete er jetzt zu seinen Söhnen: „Wir haben alles verloren, was wir in dieser Welt hatten. Laßt uns nun unsere Seelen retten, und unsere Schuld mit unserm Blute abwaschen.“ Mit Standhaftigkeit senkte der Älteste sein Haupt. Beherzt folgten ihm zwey seiner Brüder im Tode. Aber als die Reihe den Jüngsten, Matthäus, traf, regte sich in diesem mächtig die Liebe zum Leben. Er wankte und schien geneigt,

sich zu Mahomed's Lehre zu bekennen. — „So bist Du dann der Einzige, der seine Pflichten gegen Gott verkennet, der Einzige, der mir die letzten Minuten, die ich noch zu leben habe, verleidet?“ sprach mit Wehmuth der Vater: und auch Matthäus bot sein Haupt dem Beile.

Mit Freudigkeit nahte sich jetzt der Vater der Stätte, welche das Blut seiner Lieb-linge getrunken hatte. Indem er sich umwandte, erblickte er seinen kleinen Enkel, den er zu gleichem Tode bestimmt glaubte. Der Anblick ergriff ihn so, daß er in die rührendste Wehklage ausbrach. Doch sammelte er schnell seine Kraft, hob seine Augen gen Himmel, und auch sein Haupt fiel.

Das Kind brach in ein klägliches Geschrey aus und verbarg sich zwischen die Füße des Vostangi-Pascha, der die Urtheilsvollstreckung befehligte. Mitleidig hob der Türke das unschuldige Kind vom Boden auf, schloß es in seine Arme, und bat den Sultan, es ihm zu schenken. Der Sultan

gewährte es. Die Fürstin und ihre vier Schwiegersöhne wurden nach Kotai, einer Stadt in Kleinasien, ins Elend verwiesen.

Die Kantakuzene hatten gesiegt: aber sie genossen kurze Zeit die Früchte dieses Triumphs. Durch Brancovans Beispiel wenig belehrt, fiel Fürst Stephan in dieselben Fallstricke, die Brancovan gestürzt hatten. Auch er ließ sich mit dem wiener Hofe in Unterhandlung ein, um den Titel eines Reichsfürsten zu erhalten. Die Sache war dem Schlusse nahe, als sein Vorhaben dem türkischen Hofe bekannt wurde. Den Türken war ein Licht darüber aufgegangen, wie wichtig es ihnen sey, den Grenzfürsten die Lust abzulehren, mit auswärtigen Höfen geheime Verständnisse zu unterhalten, die bey Kriegen ihr Reich in Gefahr bringen konnten. Sie hatten daher das Betragen des neuen Fürsten sorgfältig beobachtet, und seine geheimsten Verbindungen zu erspähen gesucht. Die in Konstantinopel wohnenden Griechen waren ihnen hierin behülflich. Durch sie kam man auf die Spur jener Unterhandlung, und Nikolaus Maurokoro-

dato, der Fürst von der Moldau, vollendete die Entdeckung. Der Großvezier ergrimmete. „Die Hunde,“ rief er, „die sich nicht scheuen, nicht nur mich, sondern auch ihren Herrn und die christlichen Regenten zu hintergehen, sollen auch wie Hunde sterben.“

Im Januar 1716 kam ein Kapudschipascha zu Bukarest an, und ließ dem Fürsten Stephan, der ihn mit Ehrerbietung aufnahm, öffentlich vorlesen: „daß der Sultan für gut befunden habe, dem Fürsten von der Moldau, Nikolaus Maurokordato, das wallachische Fürstenthum zu ertheilen. Fürst Stephan solle nach Konstantinopel kommen, und von der Gnade des Sultans die Anweisung erhalten, wie er glücklich und im Ueberfluß leben könne.“ Es ward ihm dabei zu verstehen gegeben, daß man in einer sehr wichtigen Angelegenheit seines Rathes bedürfe. Schon damals war es im Werke, die Venetianer zu bekriegen, Morea zu erobern, und, wenn sich Oesterreich mit Venedig verbände, auch diesem Hause den Krieg anzukündigen. Im Wahne, daß man über dieses Vorhaben mit ihm rathschlagen wolle, zog

Fürst Stephan mit seinem Vater Konstantin, seiner Gemahlin Pawona und seinen beyden Söhnen, Radul und Konstantin, gestrost zur Hauptstadt.

Ungehindert bezogen sie Anfangs das wallachische Haus. Jetzt aber legte der Kaimakan dem Sultan den letzten Brief vor, welchen Fürst Stephan an den österreichischen Generalkommandanten von Siebenbürgen geschrieben hatte. Des Fürsten geheimes Verständniß mit dem römisch-kaiserlichen Hofe lag hierdurch klar am Tage. Die Folge war seine und seines Vaters Verhaftung. Beyde wurden am 7ten Junius 1716 im Gefängniß erwürgt.

Die unglückliche Fürstin Pawona flüchtete mit ihren Söhnen und einem Theile ihrer geretteten Kleinodien, durch Vorschub des holländischen Gesandten, Grafen Collier, auf ein Schiff seiner Nation, das sie nach Neapel brachte. Nach einigem Aufenthalte in Rom, Wien und Venedig, begab sie sich nach St. Petersburg, wo der Zaar Peter der Große sie aufnahm. Der ältere Sohn

ging in östereichische, der jüngere in russische Dienste: aber beyder Schicksal war unglücklich. Auch die Mutter starb nach abwechselnden Schicksalen in Siebenbürgen im Elend.

v. H.

III.

Die Republik der sieben Inseln.

Da diese Republik, die durch den Tilsiter Frieden im Namen des Kaisers der Franzosen durch den General Berthier, jetzigen General-Gouverneur von Corfu, in Besitz genommen worden, noch wenig gekannt, und auch die Kunde von derselben, zumal in der jetzigen Zeit, in politischer und physischer Hinsicht, wichtig ist; so wird man hoffentlich nachstehende Schilderung mit Interesse lesen. Der Verfasser ist der französische Capitain Velloire, von der ehemals sogenannten levantischen Division, der

15 Monate auf diesen Inseln zubrachte. Das Werk, welches hier im Auszuge mitgetheilt wird, ist ohnlängst erst in Paris erschienen, und konnte wohl nicht zu einer mehr gelegern Zeit ins Publikum gebracht werden.

Der Herausgeber.

Auf den Ionischen Inseln tritt die warme Jahreszeit in der Mitte des May ein, und dauert bis in die Mitte des Oktobers. Zu Ende dieses Monats erfolgt die Regenzeit, die hier der Winter ist, und den November und Dezember hindurch dauert. Die Monate Januar, Februar, März und April machen das Frühjahr aus. Den Herbst kennt man hier zu Lande gar nicht, weil die Bäume nie ihre Blätter verlieren, und weil man die ganze Regenzeit über Blumen, Obst, -frische Gemüse und Getreide baut. Während der großen Sommerhitze gewinnt man sehr wenig Gartengewächse, und es fällt kein einziger Regentropfen; daher stirbt auch in allen den Gegenden, die nicht sehr viel Schatten haben, oder von Quellwasser benetzt werden, alles Gras völ-

lig ab. Von zehn Uhr des Morgens bis vier Uhr des Nachmittags kann man nur mit Mühe auf den Straßen und öffentlichen Plätzen gehen, weil das Pflaster brennend heiß ist; die Hunde fangen an schrecklich zu heulen, wenn man sie um diese Zeit aus dem Hause treibt. Das Thermometer steigt in diesen Stunden gewöhnlich auf 28 bis 30, selten über 32 Grad.

Wenn man aber auf Corfu einen großen Theil des Tages über eine drückende Hitze zu ertragen hat: so wird man auch dafür von sechs Uhr des Abends bis sechs Uhr des Morgens durch eine erquickende Kühle entschädigt. Die Luft wird alsdann durch Nord- und Ostwinde erfrischt, die, indem sie über die hohen Gebirge Albanien, welche man stets mit Schnee bedeckt sieht, streichen, sich auf denselben oft mit einem gewissen Grad von Kälte schwängern, woben sich die Bewohner sehr übel befinden würden, wenn sie nicht die Vorsicht brauchten, bey Sonnenuntergang, oder beyms Umspringen des Windes nach Norden wärmere Kleider anzuziehen; denn in diesem Falle

kann man sich sehr leicht plötzlich erkälten, und sich Katarrhe und rheumatische Krankheiten zuziehen. Der Südostwind, den die Insulaner den Sirocco nennen, bringt jedesmal eine erstickende Hitze und Nebel herbei, die das Athmen erschweren, eine fortwährend starke Ausbünstung verursachen, und die Einwohner nöthigen, sich bruststärkender und laxierender Getränke zu bedienen.

Während der großen Sommerhitze ereignet es sich oft, daß der Himmel im Zenith mit Wolken bedeckt ist, so daß die, welche das Klima nicht kennen, glauben, daß es regnen werde. Allein sie hoffen vergeblich; denn sobald die Sonne in den Horizont tritt, erhebt sich ein frischer Wind, zerstreut das Gewölk, und giebt dem Himmel ein solches Azurblau wieder, das schon auf den folgenden Tag eine eben so große Hitze vorausverkündigt.

Es regnet zuweilen einen ganzen Monat ohne Unterlaß und mit einer solchen Heftigkeit fort, daß man sich in Frankreich gar keinen Begriff davon machen kann. Diese

Menge Regenwasser ist aber auch auf den Ionischen Inseln notwendig, um die Cisternen anzufüllen, die den Einwohnern vornämlich ihren Bedarf an süßem Wasser liefern. In der Regenzeit herrschen heftige Winde, in dem Sommer hingegen trockne, und, weil sie oft Erdbeben verursachen, sehr gefährliche Stürme.

Auf diesen Inseln fällt nie Schnee, und wenn es nur zwey Millimeter stark gefriert: so nennt man den Winter schon hart. Die Einwohner sind übrigens sehr frostig; ihre Zimmer heizen sie zwar selten, aber fast das ganze Jahr hindurch wickeln sie sich in große, dicke Mäntel ein.

Wir haben auf Corfu die Bemerkung gemacht, daß im Sommer die Tage um ungefähr eine Stunde kürzer, und im Winter um eben so viel länger sind, als zu Paris.

Es vergehen wenig Jahre, in denen man nicht Erdbeben verspüren sollte, doch sind sie auf Corfu lange nicht so stark, als auf den Inseln Cephalonien und Zante.

Getreide gewinnt man auf diesen Inseln bey weitem nicht in hinreichender Menge, obgleich der Boden im Allgemeinen von der Art ist, daß er die reichlichsten Erndten verspricht. Es ist auf denselben eine besondere Pflanze einheimisch, die die Griechen, so wie die Saamenkörner, die sie hervorbringt, Kalambochio nennen. In ihren Blättern, ihrem Stengel und ihren buschigen Aehren hat sie mit dem gemeinen Hirse viel Aehnlichkeit, aber ihr Saamenkorn ist von einem matten Weiß, platt und hat die Größe einer Wicke. Man bereitet aus demselben Brey und schlechtes Brod, das den Armen zur Nahrung dient. Wohlhabendere Griechen mengen das Kalambochiomehl unter das Mehl von Roggen und Mais, und diese Mischung giebt ein ziemlich gutes Brod.

Wein, Corinthen, Del und Südfrüchte sind die vornehmsten Produkte der Ionischen Inseln. Man findet auf denselben, und vornehmlich auf Corfu, alle Arten von Obstbäumen, die man in Frankreich kennt, den einzigen Stachelbeerstrauch ausgenommen. Die gewöhnlichsten sind Oliven-

bäume, die alle zwey Jahre eine Erndte liefern, Drangen=, Citronen=, Limonen=, Feigen=, Jujuben=, Johannisbrod=, Granat= äpfel=, Nuß= und Kastanienbäume. Von diesen kann man das ganze Jahr hindurch Früchte haben. Man findet auch einzeln den weißen Maulbeerbaum. Dieser ist sehr schön, und man bedauert, daß er nicht in größerer Zahl vorhanden ist, weil man, wenn dies der Fall wäre, Seidenwürmer halten, und so die Handelsprodukte ansehnlich vermehren könnte.

Es finden sich auch eine Menge Dattelpalmen, die aber keine Früchte tragen, dergleichen sehr viel gemeine Capernsträucher und Lorbeerbäume, Myrthen, Wachholdersträucher und aromatische Gewächse von den mannigfaltigsten Arten, die hier einen weit stärkeren und lieblichen Geruch verbreiten, als alle die, die in den nördlichen und westlichen Gegenden Europens wachsen. Die Pflanze, die die Griechen den Feigenbaum aus der Barbarey nennen, und die eigentlich der Nopal oder indianische Feigenbaum ist, ist hier sehr gemein, und dient zu

Hecken und Umzäunungen. Sie kommt zwar überall gut fort; am besten befindet sie sich aber doch, wenn sie zwischen Felsen steht. Die Frucht des Nopals sitzt auf seinen Blättern. Sie ist eben von keinem großen Werthe, und von einer unzähligen Menge kleiner Stacheln, die man kaum mit dem Auge bemerkt, bedeckt, so daß diejenigen, die sie unbehutsam öffnen, daran hängen bleiben, indem die Stacheln in das Fleisch eindringen, aus welchem man sie nur mit vieler Mühe wieder herausziehen kann. Um den Nopal fortzupflanzen, darf man nur eins seiner Blätter in die Erde senken.

Eine andere hier sehr gemeine Pflanze ist die gemeine Aloe. Obgleich mehrere berühmte Naturforschrr glauben, daß diese Pflanze nur eine Höhe von sieben Decimetern erreiche: so sah ich doch bey Lipuri auf der Insel Cephalonien eine gemeine Aloe in der Blüthe, deren Stengel über drey Meter hoch war. Uebrigens dient diese Pflanze zu demselben Zwecke, zu welcher der Nopal gebraucht wird. Beide Gewächse stehen oft auf schroffen Gebürgen und bey

alten Denkmälern besammeln, und geben alsdann der wildesten Gegend ein heiteres, malerisches Ansehen.

Man baut auch Lein, und die Baumwollenstaude wird alle Jahre aufs neue gepflanzt. Ihr Ertrag belohnt den Fleiß der Einwohner reichlich. Von Gemüsen hat man hier alle die, welche in Frankreich auf die Tafeln gebracht werden, und der fruchtbare Boden macht, daß einige von selbst wachsen, und ungeachtet ihrer Wildheit von der vortrefflichsten Art sind. Dahin gehören vorzüglich Spargel, Artischofen, Habermurzeln und Brokoli.

Es würde sehr zweckmäßig seyn, wenn man in gewissen Gegenden künstliche Wiesen anlegte; diejenigen Tristen hingegen, die in den engen Thälern und an luftigen Orten liegen, vermittelst der kleinen Flüsse, die sie benetzen, in einem guten Zustande zu erhalten suchte, um für das Vieh mehr Futter zu haben, daß man oft, die Esel allein ausgenommen, aus Mangel an Gras und Heu todt zu schlagen genöthiget ist. Die Pferde

und die Maulesel, die man auf diesen Inseln zieht, werden während der großen Hitze, in welcher sie auf den dürren Ebenen, die ihnen nichts als einige dürre Grasshalme darbieten, frey herum irren, lebendige Skelette. Die meisten von den genannten Thieren finden sich auf den Inseln Corfu, Santa-Maura und Zante.

Doch es ist Zeit von einer jeder der sieben Inseln ins besondere zu sprechen, und ihren neuesten Zustand zu schildern. Wir machen den Anfang mit der Vornehmsten unter ihnen, mit

Corfu.

Sie ist die erste Insel, auf die man kömmt, wenn man aus dem adriatischen in das jonische oder griechische Meer schiffet. Diese Insel hat ungefähr acht Myriameter in der Länge, drey in ihrer größten Breite, und nur drehundzwanzig im ganzen Umfange, weil ihre Küsten viele Bayen bilden. *) Sie ist gebirgig, und

*) Grasset St. Sauveur giebt der Insel ei-

hat eine Bevölkerung von 59,000 bis 60,000 Seelen. Wahrscheinlich ist diese letztere einst größer gewesen, aber die langen und unglücklichen Kriege, denen sie zum Schauplatz gedient hat, die Einfälle barbarischer Völker, und die Verheerungen der Pest sind die Ursachen, die sie bis auf die Zahl vermindert haben, auf welche sie sich gegenwärtig beläuft.

Die Insel Corfu war lange Zeit in vier Arrondissements getheilt, die ihre Namen von ihrer Lage, oder der Beschaffenheit ihres Bodens hatten. Allein die Venetianer haben in den letzten Tagen ihrer Herrschaft den glücklichen Gedanken gehabt, sie in sieben Kantons zu theilen, die man nach ihren Hauptorten genannt hat. Diese sind:

1) Der Kanton Corfu. Dieser begreift

ne Länge von ungefähr zwanzig, und eine Breite von ungefähr zehn französischen Meilen. Ihren ganzen Umfang schätzt er überhaupt zu sechzig Meilen.

Der Uebersetzer.

die Hauptstadt der Insel mit ihren Vorstädten, den Hafen Gouin, die Salinen von Potama und Kasrati, die Bay von Paláopolis, zwey Flecken und zweyhundzwanzig Dörfer in sich. Wenn man die Einwohner der Hauptstadt und ihrer Vorstädte nicht mit dazu rechnet, so ist dieser Kanton in Rücksicht auf Bevölkerung noch immer der zweyte auf der Insel. Die Hauptstadt wird eine besondere Beschreibung erfordern, die wir ihr unverzüglich widmen werden. Der Hafen Gouin liegt im Kanal von Corfu, ungefähr zwey Kilometer von dieser Stadt, und westlich von der Lazareth-Insel, in einer ziemlich großen und tiefen Bay, die einen sehr engen Eingang hat. Nimmt man den Weg zu Lande, so ist dieser Hafen von der Hauptstadt ein Myriameter entfernt. Im Innern der Bay von Gouin sind Schuppen und Magazine, welche zum Kalafatern der venetianischen Schiffe und zum Wechseln oder Ausbessern der Masten dienen. Man könnte hier Schiffswerste anlegen, die die Wälder von Nieder-Albanien mit dem nöthigen Holze versehen würden. Die Bay von Gouin hat einen gu-

ten Schlammgrund. Sie ist von Bergen und Hügeln umgeben, und gegen alle Winde gesichert. Die größten Fahrzeuge können ganz nahe am Lande vor Anker gehen. Sie sind alle ohne Ausnahme genöthigt, Windstillen abzuwarten, und sich in die Bay hinein und wieder heraus buxiren zu lassen, weil ihr Eingang sich durch Sandbänke, die die Meeresströmungen und die Südostwinde daselbst bilden, die aber leicht weggeräumt werden könnten, zu verstopfen anfängt. Nahe bey derselben liegt das Dorf *Gouin*. Es hat wenig Einwohner, weil die Luft, die man in der Nähe dieser Gewässer einathmet, ungesund ist, besonders im Sommer. Diese Verpestung der Luft rührt von den Ausdünstungen mehrerer, nicht weit entfernter Moräste, und von den Untiefen, die sich vor der Bay befinden, her. Von diesem Dorfe führt eine gepflasterte Straße — die einzige auf der ganzen Insel — nach der Hauptstadt. *)

*) Auch *St. Sauveur* rühmt die Bay von *Gouin*, und bemerkt, daß die Venetianer, um

2) Strongili. In diesem Ranton liegen zwey Flecken und siebzehn Dörfer. Man findet in demselben die Ruinen der alten Stadt Gardichi oder Guardichi, die der Sitz eines Bisthums war. Sie liegen nahe bey dem Flecken St. Matthäus, fünf Kilometer vom Meere. Die Stadt wurde bey einer Landung zerstört, welche die Sarazenen auf den südlichen Küsten der Insel bewerkstelligten. Der Fluß Messongi, der beträchtlichste auf der Insel, entspringt in diesem Ranton. Zwischen dem rechten Ufer dieses Flusses und dem Meere, in der Nähe des letztern, ist eine sumpfige Ebene, in welcher sich in der Regenzeit und bey hoher Fluth, das sich von den benachbarten Bergen stürzende Wasser und das Seewasser vereinigen, und eine Art von Landsee, Korrisia genannt, bilden. Da ältere Karten auf demselben Platze, wo sich gegenwärtig dieser See befindet, eine ziemlich tiefe Bay an-

ihrem Arsenal nicht zu schaden, sie nicht gehörig benutzten, und, obgleich mit größern Kosten, ihre Schiffe zu Venedig selbst erbauten.

Der Uebersetzer.

geben: so ist es möglich, daß diese ehemals wirklich vorhanden gewesen, daß aber ihre Oeffnung durch das Land, welches das Meer nach und nach angeschwemmt hat, verstopft worden ist. Die um den See Korrisia liegende Gegend ist gut angebaut.

3) Milichia oder Lefchimo, mit einem Flecken und sieben Dörfern und Weislern. Dies ist verhältnißmäßig der fruchtbarste und bevölkertste Kanton der Insel. Man findet in demselben einiges Eichenholz und Salinen. Der Name Lefchimo scheint von den neugriechischen Worten lefko, weiß, und amo, der Sand, herzukommen, weil längs der Küste viel Sand liegt; deswegen hat man auch das südöstliche Vorgebirge dieser Insel das weiße Vorgebirge genannt.

4) Lipades. Dieser Kanton besteht aus zwey Flecken und funfzehn Dörfern. Es liegen in demselben zwey sehr gut angebaute Thäler; nämlich die Thäler Koppa und Gaidarana. Das erstere, das das größere ist, hat seinen Namen vom Dorfe Koppa, und wird vom Flusse Ermones

bewässert. Diese Benennung hat er wohl von erimos, wüste, weil die Gegend um die Bay, in welche er sich verliert, nicht bewohnt ist.

Ältere Karten von Corfu zeigen fast in der nämlichen Gegend, in welcher sich jetzt das Thal Koppa befindet, einen Landsee, mit Namen Gaudar, und ein Thal, das sie St. Georg nennen, und das eigentlich ein großer Sumpf seyn mochte. Ich glaube, daß dieser Landsee ehemals wirklich vorhanden gewesen, und entweder von der Natur selbst, oder von Menschenhänden ausgetrocknet worden ist. Das Thal St. Georg hatte vielleicht seinen Namen von einem Kloster der Kaloyers, *) das sich in demselben befand, und das diesem Heiligen gewidmet war. Es liegt jetzt bey dem Dorfe Chilia. In dem Thale Gaiderana, das seinen Namen von den vielen Eseln hat, die man in demselben zieht, fließt der Stravo

*) Kaloyers werden die griechischen Mönche genannt.

Portamo, oder der gewundene Fluß, der ehemals den Namen Dapnila führte.

5. Spagus. Dieser Kanton begreift einen Flecken, achtzehn Dörfer, und einige Eichenwälder.

An den Küsten desselben befinden sich die besten Rheden der Insel nach dem Hafen und der Rhede von Corfu. Die eine heißt Porto St. Nikolaß. Sie liegt auf der linken Seite des Kantons nach dem Meere zu, kann die größten Schiffe fassen, und hat guten Ankergrund. Die andere, Porto Affiona genannt, weil ein kleiner Fluß dieses Namens sich in dieselbe ergießt, ist größer als die vorige, aber die Einfahrt ist beschwerlicher. Schiffe, die in dieselbe ihre Zuflucht nehmen, finden darin viel Sicherheit gegen die Winde. Sie haben in derselben eben so viel Wasser, und einen eben so guten Ankergrund, als in der vorhergenannten.

Der Strich Landes, der sich zwischen diesen beyden Rheden ins Meer streckt, endigt

sich in der Nähe des Port St. Nikolas in eine Halbinsel, die durch einen sehr engen Isthmus mit dem übrigen Lande zusammen hängt, und auf welcher ehemals eine Stadt stand, die durch die Sarazenen zerstört wurde. Der Kaiser Alexis I., aus dem Hause Komnenes, ließ zu Ende des eilften Jahrhunderts aus ihren Trümmern ein kleines Fort bauen, das er das Engelsfort nannte. Es widerstand den Genuesern, als sie zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts einen Angriff auf diesen Posten unternahmen. Nach der Zerstörung dieses Forts hat man aus seinen Ueberresten und auf dem Platze, auf welchem es gestanden hat, ein Kloster der Kaloyers erbaut, welches so, wie die ganze Halbinsel, den Namen Palajo Kastrißa führt.

In dem Theile, der zwischen Palajo Kastrißa und Porto Affiona liegt, befindet sich ein fast senkrechttes Gebirge, das die Gestalt eines verlängerten Kegels hat, und auf dessen Gipfel man nur durch lange Umwege gelangt, indem man vorher auf den Gipfel der nächsten Gebirge steigt. Auf

diesem unüberwindlichen Punkte befindet sich eine alte Festung, die Engelsburg genannt, welche Michael II., Herzog von Corcyra, im dreizehnten Jahrhunderte anlegen ließ. Als die Türken 1535 Corfu belagerten, so bemühten sie sich vergebens, diese Festung, die durch eine corfiotische Besatzung vertheidigt wurde, zu erobern. Seit einem halben Jahrhundert hat man die Engelsburg verlassen, und sie liegt gegenwärtig in Ruinen. Zu ihrer Vertheidigung hat sie jederzeit nur einige Feuerschlünde von kleinem Kaliber gehabt, weil es schwierig war, Geschütz auf dieselbe zu schaffen, welches in fast ganz vertikaler Richtung über 150 Meter hoch, durch Erdwinden emporgezogen werden mußte. Der größte Vortheil, den man in diesem Augenblick von dieser Feste hat, besteht darin, daß man in derselben Alles, was aus dem adriatischen, mittelländischen und jonischen Meere kömmt, von fern bemerken kann. Sie liegt ungefähr zwey Kilometer vom Meere zwischen diesem und den Dörfern Krini, Makrades, Vistona und Brivilla.

Die Zahl der Einwohner in diesen Dörfern ist ziemlich beträchtlich. Ihre Lage auf dem Gipfel und dem Abhang hoher Gebirge, die sich nach Norden hin in kahle und schroffe Felsenwände endigen, macht, daß sie sich, wenn sie vereinigt sind, gegen eine ansehnliche Macht vertheidigen, und ihr sogar den Zugang zur Engelsburg, von der Seite der Insel her, weil der Weg zu diesem letztern Posten durch sie führet, versperren können. Die Dörfer Krini und Makradessa liegen am höchsten, und zwar auf einer herrlichen Fläche, die mit den engen und steilen Felsenwegen, auf welchen man zu derselben gelangt, einen wunderbaren Kontrast bildet. Sie ist mit Oliven- und Feigenbäumen besetzt, und wird von Quellen bewässert, die ein angenehmes Grün darauf unterhalten, auf welchem man, selbst während der größten Hitze, eine liebliche Kühle genießt. Für einen Zeichner ist dieser Standpunkt unvergleichlich wegen der Menge, der Mannigfaltigkeit und der Schönheit der malerischen Ansichten, die er hier haben kann.

Obgleich in der ganzen Gegend um die

Engelsburg das Erdreich gebirgig ist, so gehört sie doch unter die am besten angebaute Theile der Insel. An manchen Stellen haben es sich die Einwohner so viel Fleiß kosten lassen, daß sie ihre Felder durch kleine Steinbänke, oder durch Bohlen, die Treppenförmig miteinander verbunden sind, in ihrer abhängigen Lage zu erhalten gesucht haben. Der Natur selbst hat es gefallen, diese wilden Gegenden zu verschönern. Neben Myrthen, Aloe, Nopale und immergründer Epheu schmücken die Felsengebirge, deren Rücken von ihnen bedeckt ist.

6) Ugrafus. Dieser Kanton enthält zwey Flecken und neunzehn Dorfer. Man findet in demselben einige Eichenwälder. Die Inseln Fano und Merlera liegen seinen Küsten gegenüber. Die erstere befindet sich ostnordöstlich in einer Entfernung von ungefähr einem Myriameter vom Cap Sidari auf Corfu. Sie mag eilf bis zwölf Kilometer im Umfang haben, und enthält ein einziges Dorf, das in der Mitte derselben liegt, und eine Rhede, auf welcher aber nur sehr kleine Fahrzeuge vor An-

fer gehen können. Sie ist unangebaut, gebirgig und von Bäumen völlig entblößt. Zwischen dieser Insel, die sich von Ostnordost nach Westsüdwest streckt und das *Dionus* der Alten ist, und dem Kanton *Ugrafuz* liegen mehrere Klippen, von denen die größte *Salmatrachi* heißt. Die übrigen sind *Kravia*, *Diaplo*, *Karavi*, *Skorpidaschi*. Die Insel *Merlera* liegt ungefähr acht Kilometer nördlich vom Vorgebirge *Sidari*, und sechs Kilometer östlich von *Fano*. Ihr Umfang beträgt fünf bis sechs Kilometer, und es befinden sich nur wenige Wohnungen auf derselben. Sie ist gebirgig, unfruchtbar, und enthält keine große Vegetabilien. Viele Gelehrte glauben, daß sie das alte *Malthace* sey.

7) *Peritia*. Dieser Kanton besteht aus einem Flecken und zehn Dörfern.

An den Küsten dieses Kantons, bey der nördlichen Einfahrt von *Corfu*, ist eine Halbinsel, *Kassopo* genannt, auf welcher das alte *Kassiope* oder *Kassiopea* lag, eine Stadt; von der *Ptolomäus* und *Ei-*

cero sprechen. Sie war wegen eines dem Jupiter Cassius geheiligten Tempels, der dem Orte anstreitig selbst seinen Namen gegeben hatte, berühmt. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind von geringer Bedeutung, und haben sich mit denen einer alten, von den griechischen Kaisern oder den Königen von Neapel auf und von ihren Trümmern angelegten, Festung vermischt. Es scheint übrigens, als wenn dieser Ort zu allen Zeiten einen der Andacht des Volks heiligen Gegenstand zu enthalten bestimmt wäre. An die Stelle des Jupitertempels ist eine der heiligen Jungfrau gewidmete Kirche getreten, die gleich in den ersten Zeiten der Befehrung der heidnischen Korcyrier zum Christenthum erbaut worden ist. Die heilige Jungfrau von Kassopo steht unter den Corfioten und selbst unter den Völkern von Nieder-Albanien in großem Rufe. Kein griechisches Fahrzeug würde es wagen, vor der Halbinsel vorbeizuschiffen, ohne der heiligen Jungfrau zu Ehren eine Artillerie- und Musketensalve zu geben.

Im nordöstl. Theile dieses Kantons, nahe am Kanal von Corfu, ist der Berg des

heil. Erlösers, der über ein Kilometer über die Meeresfläche erhaben ist. Er ist der höchste auf der Insel, die man von demselben herab ganz übersieht. Seinen Namen hat er von einem mit Kaloyers bevölkerten Kloster, das auf seinem Gipfel erbaut ist, und bey den Griechen in großer Achtung steht. Alle Jahre wallfahrten am Johannisfeste die frommen Corfioten, sowohl aus der Hauptstadt als aus den Kantons zu demselben hin, die Hitze mag um diese Zeit auch noch so beschwerlich seyn. Dieser und die umliegenden Berge sind, so wie der größere Theil des Kantons Peritia, sehr beholzt; besonders findet man daselbst eine ziemlich große Menge Eichen und Cypressen.

Keiner von den Flüssen, die die Insel Corfu bewässern, ist schiffbar. Sie liefern keine andern Fische, als Forellen.

Der Kanal von Corfu wird von dem Theile des Meeres gebildet, der zwischen den Küsten von Niederalbanien und denen des östlichen Theils der Insel Corfu liegt.

Er ist ungesähr sechs Myriameter lang, und seine größte Breite beträgt anderthalb Myriameter. Der Theil dieses Kanals, der zwischen der Bucht Crissasi, Niva d'Ipso, dem Hafen Gouin, der Insel Bido und der Lazarethinsel liegt, führt den Namen des Meerbusens von Corfu. Man hat überall in demselben guten Ankergrund, und funfzig Meter tief Wasser.

Ueberhaupt enthält die ganze Insel eine Stadt mit zwey großen Vorstädten, eilf Flecken und hundert achtzehn Dörfer und Weiler. Die Landhäuser sind höchst einfach gebaut, und größtentheils nur mit Stroh gedeckt.

(Die Fortsetzung im nächsten Hest.)

IV.

Ueber Nationalität.

(Von einem Deutschen.)

I. Jede Nation hat einen größeren oder geringeren Antheil von jenem Nazionalegois-

muß er für eigene Vorzüge eingenommen, gegen fremde verblendet macht. Die Kamtschadalen, die Hottentotten, ja die elenden Pescheräh's, deren Sprache einer thierischen Tonsprache nicht unähnlich ist, halten sich mehr oder weniger für das erste Volk auf der Welt, und im Vollgenuß ihrer großen und unüberschwenglichen Vorzüge lächeln sie über die Anmaßung anderer Völker, welche es wagen, sich mit ihnen zu vergleichen, oder wohl gar über sie hinauszusetzen. Ist ein anderes Volk wohlhabender, tapferer, oder kultivirter als sie, so haben sie dafür entweder gar kein Gefühl, weil das nun einmal über ihren Horizont hinaus geht, oder sie wissen der Sache etwas anzuhängen, haben dabey etwas zu erinnern, und füllen unter der Hand ihre Einbildungskraft mit so vielen Vorstellungen eigener Größe, die man doch kennt, daß ihnen dagegen die Größe einer andern Nation, die man doch eigentlich nicht kennt, erst recht winzig vorkommt, dann aber gänzlich aus dem Gedächtniß verschwindet. Gerade wie der einzelne Mensch, der, wenn er Egoist, daß heißt, keiner großen, edlen, universalen-patriotischen, oder kosmo-

politischen Denkart fähig ist, nur Sinn für das, was er besitzt, nicht für das, was ihm fehlt, hat, und in der kleinen Welt, die er sich in seinem Gehirn geschaffen, wie die Schnecke in ihrer Behausung, wohnt, ohne jemand anders zu sehen, als sich selbst.

II. Ein solcher Nationalegoismus, der mit Kleinheit und Niederträchtigkeit der Gesinnungen wächst, mit Hochherzigkeit und Edelmut verschwindet, und zu einem wahren und ehrwürdigen Nationalstolz regenerirt, kann recht gut mit einer offenmäßigen Bewunderung und Nachahmung fremder Sitten, Gebräuche, Gedanken, Meinungen und Literaturwerken bestehen. Denn einmal kann man ja so etwas recht anständig thun, ohne es Wort zu haben, aber ohne sich sonst mit einer in allen andern Stücken so fatalen und verächtlichen Menschenrace näher zu befassen, oder man hält gar einen solchen kosmopolitischen Electicismus für ein eigenthümliches originales Verdienst, für die höchste Stufe literarischer Kultur, und für das Merkzeichen der so edlen, wünschenswerthen, und von keiner andern Nation erreichten

Universalität, über welche man, wie Chasles über die Sterne, die Bedürfnisse der näher liegenden Rationalität großmüthig übersieht.

III. Ein solcher Nationalegoismus, der zu den Zeiten der Thorheit und Dummheit recht häufig, zu den Zeiten der Klugheit und Aufklärung selten und unmerklich erscheint, ist das erste und hauptsächlichste Hinderniß der wahren Besserung und Regenerirung eines in Unthätigkeit und Verblendung versunkenen Volkes. Denn so wie der einzelne Mensch der Veredlung nicht fähig ist, der als ein eingefleischter Egoist sich als den Inbegriff aller Wahrheit, Tugend und Schönheit ansieht, so kann auch eine Nation nicht über ihren wahren Gehalt und über ihr wahres Interesse aufgeklärt werden, wenn sie nicht allen Nationaldünkel ablegt, und sich aufrichtig gesteht, daß die Thorheiten und Fehler, deren sie sich schuldig gemacht hat, nicht den Umständen, einer schlechten Staatsverfassung, dem Einfluß schwacher Regenten, unwürdiger Anführer, und wie die Dinge alle heißen, die immer nur als Resultat- und

Ausfluß der Nation angesehen werden müssen, sondern ihr selbst und ihrem Karakter zuzuschreiben sind.

IV. Ein Volk, das beynähe ein Jahrtausend erst in wahrer Barbarey, dann in Rohheit der Sitten lebte, das fast immer ein Gemisch von vielen unter sich nie einigen Horden war, dessen Thaten erst im Widerstand gegen die Römer, dann in Ueberschwemmung kultivirter Länder bestanden, das keine Bürger, sondern Herren und Knechte, keine Herren, sondern unzählige theils schwache, theils rohe Despoten hatte; das gegen einen Pipin, einen Carl, einen Heinrich, einen Rudolph, eine Menge Dagoberts und Ludwigs, Childeberts und Childerichs duldete; das das Faustrecht mit Freyheit, Sektengeist mit Aufklärung, Religionskriege mit Nationalkriegen verwechselte; das zwar Gelehrsamkeit erzeugte und aufnahm, aber den Einfluß schöner Künste, eines feinen und richtigen Geschmacks nicht fühlte; das die Einheit eines Staates und den Gemeingeist einer Nation nicht kannte; dessen ganze Geschichte,

ohne großes Nationalinteresse, zwar ein ehrliches, redliches, robustes und tapferes, aber auch dem Phlegma und der politischen Apathie ergebenes Geschlecht schildert: kann zwar wegen seiner immer noch großen Vorzüge unter andern ausgearteten und verdorbenen Völkern eine verehrungswürdige Stelle einnehmen, wird aber so lange von dem Ziel seiner Bestimmung entfernt seyn, bis es einsieht und mit lebendigem Enthusiasmus fühlt, daß nur innere eigenthümliche Thätigkeit, eine vom vaterländischen Grund und Boden aufsteigende, die ganze Nation durchdringende Kultur, und politischer Gemeingeist, ein Volk zu einer Nation erheben können, welche dieses Namens würdig ist.

V. Wenn man auch die Schuld des mangelnden großen und wahrhaft nationalen Interesses in der deutschen Geschichte, die mehr ein Mischmasch zerstückelter und unterbrochener Parthien als die Geschichte eines Staates ist, einigermaßen in der Auffassung und Darstellung der Historiker suchen wollte, so liegt doch dieser Mangel auch unverkennbar in der Natur der Sache, das

heißt, in dem bisherigen Karakter der deutschen Nation. Ein Thucidides, ein Tacitus würde vergeblich es unternehmen, die ganze deutsche Geschichte mit dem Geiste griechischer und römischer Historiographie aufzufassen, und, wenn er nicht einen Roman schreiben wollte, lieber einzelne Parthien, als ein Chaos bearbeiten. Aber was nicht ist, kann noch werden. Die deutsche Nation ist erst aus ihren Kinderjahren getreten, und wenn politische Verfassungen bloße Formen sind, die nur die äußersten Punkte einer Nation berühren, so kann das deutsche Volk, das bisher noch nichts von Einheit des politischen Interesse, und von eigenthümlicher Nationalkultur verstanden zu haben scheint; einstens, wenn statt der germanischen Eichen, Citronen und Pomeranzen bey uns wachsen, eine Nation werden, welche die Erfahrungen der Vergangenheit zur nützlichen Selbsterkenntniß anwendet.

VI. Das Nationelle bey einem Volk ist die Wurzel des ganzen Baumes, und Künste und Wissenschaften, alle Theile der Industrie und selbst Religionskultus sind nur

die aufgepfropften Zweige. Diejenigen, welche daher die Wohlthat der lutherischen Religion rühmen, bedenken nicht, daß Einheit und Gemeingeist einer Nation ihr erstes Gut ist, daß politische Spaltung, die ins Mark eindringt, ein durch Nichts zu ersetzender Schaden ist, daß Religionsaufklärung nie eine ganze Nation durchdringen kann, und daß eine Nation, sie mag einen Religions-Cultus haben, welchen sie will, wenn sie nur bey höherm Sinn für das Unsterbliche, Feinheit und Nichtigkeit des Geschmacks mit echtem Patriotismus verbindet, glücklich und der Bestimmung des Menschen näher ist, als ein um Formeln und Buchstaben bekümmertes und um Eigennuß religiöses Geschlecht.

VII. Wenn man fragt, ob die Deutschen einen Karakter, das heißt, einen Nationalkarakter haben oder gehabt haben? so kömmt es auf die höheren oder niederen Forderungen an, die man an einen solchen Karakter macht. Einen Karakter der Kultur, wie die Griechen, der Nationalgröße und des Heroismus, wie die Römer, haben sie nie ge-

habt, und da sie im strengsten Sinn des Wortes nie eine Nation waren, noch jetzt sind, so haben sie auch bis jetzt keinen Nationalcharakter haben können. Aber Einfachheit der Sitten, Redlichkeit, Freygebigkeit, Solidität, Gründlichkeit, persönliche Tapferkeit, sind immer Züge zu einem Charakter, der freylich um so weniger hervorspringend und originell ist, je mehr er durch Passivität und Nachahmungssucht geschwächt und verdunkelt wird.

VIII. Wenn Deutschland einst eine Hauptstadt haben wird, die als Mittelpunkt der artistischen und literarischen Kultur dem Genius der Sprache, und dem Geschmack an Künsten und Wissenschaften gebietet: wenn deutsche Schulen durch simplifizirten Unterricht in Sprache und Literatur der Nation die Jugend bilden werden; wenn die jetzt existirende, den Verstand obstruirende, der Dummheit Thür und Thor öffnende Bücherwelt entweder ganz aufgehoben, oder vereinfacht, wenn lebendige Rede der Schrift, lauter Vortrag todten Typen, Beredsamkeit dem Kanzleystyl vorgezogen, wenn allgemeiner

lebendiger Geschmack an schönen Künsten Marmorblöcke herbeychaffen, Statuen und Büsten aufstellen, und in ganz Deutschland ein richtiges und feines Gefühl dem kalten Verstand, Kunstsinne der Gelehrsamkeit gleichgesetzt werden wird; wenn erwachender Nationalgeist Stoff zu eigenthümlicher Poesie, und Literatur ein Publikum verschaffen wird; wenn griechische und römische, französische und englische Autoren nicht Muster, sondern Nebenplaneten deutscher Literatur seyn werden; wenn endlich der Wust unnützer Gelehrsamkeit, die Mykrologie schaler Buchstaben-Wissenschaft, Zünfte und Gilden, Brodstudien und Monopolen einer allgemeinen durchdringenden, den ganzen Menschen interessirenden, Geist, Witz und Geschmack atzenden, eigenthümlichen, praktischen Nationalkultur weichen werden: dann mag Deutschland in seiner Art die Bildungsstufe erreicht haben, die einst Griechen und Römer durchliefen, und die Blüthezeit seiner Nation seynern, welche der Barbarey nachgefolgt, und dem Verfall vorangeht.

IX. Deutschland war einstens Jahrhun-

derte lang mit dem Reich der Franken vereinigt, und wenn ein fremdes, oder nachbarliches Volk im Stande ist, eine sich selbst nicht mehr verstehende Nation, wo nicht umzuschaffen und durch Vermischung zu regeneriren, doch anzuregen und zur Selbsterkenntniß zu veranlassen, so kann die deutsche Nation einstens neu verjüngt, wenn sie in die Jahre der Mannbarkeit getreten ist, im europaischen Staatenverein ein Volk werden, das durch politische Revolutionen gereinigt, in einer neuen und schicklichern Verfassung ein neues und frischeres Leben beginnt. Möge denn eine Zeit eintreten, wo Einheit der politischen Verfassung, Theilnahme oder Interesse der Bürger an der Staatsverwaltung, Isonomie, Gleichheit und Freiheit aller Zweige der Industrie, Verständlichkeit und Eigenthümlichkeit, schnelle und öffentliche Ausübung deutscher Gesetze, jedem Bewohner ein Vaterland geben, in dem er nicht bloß mit dem Leibe und den körperlichen Bedürfnissen, sondern auch mit der Seele wohnte, in dem sich die Grundsätze aller rechtlichen Menschen konzentrirten, und in dem ein Staat existirte, dessen Kraft im

Gemeingeist zum Guten, dessen Freiheit in Frieden und Recht bestände, der durch einfache, unverdorbene Sitten gestützt, durch Arbeit erhalten, und durch Patriotismus erhöht würde.

X. Bis dahin müsse den Deutschen der edle Nationalstolz nicht fehlen, der das Palladium jeder Nation ist, der der Bevölkerung so vieler Länder, der Mutter so vieler Erfindungen, und der Siegelbewahrerin der Literaturen aller Zeiten und Nationen gebührt, und der, verschieden vom Nationalegoismus, allen andern Völkern Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne seinen eignen Werth zu verkennen. Kein Mensch, der die Würde der menschlichen Natur in sich fühlt und in seinen Handlungen ausdrückt, kann sich selbst genug ehren und achten, und was auch ein gewisser, nur zu seiner Zeit passender Religionsgeist, der aller Nationalität und allem Patriotismus in so vielen Stücken entgegen ist, für Begriffe von Demuth unter die europäischen Nationen der neueren Welt verbreitet hat, so bleibt doch immer gewiß, daß wahre, auf Realität gegründete

te Selbstachtung und edler Stolz, die beste Schutzwehr gegen alle Niederträchtigkeiten des demüthigen und verstellten Lasters ist. So auch bey einer ganzen Nation, die selbst in den Zeiten des Unglücks und der Weltstürme nicht aufhören muß, sich selbst zu achten, und die, wenn sie einmal zu einer niederträchtigen Demuth und zu einem kleinmüthigen Sklavensinn herabgesunken ist, sich nie oder nur schwer zu hochherzigem Edelmuth und zu wahren patriotischen, vom Gemeingeist ausgehenden Thaten, erheben wird.

XI. Patriotismus aber besteht nicht in politischem Raisonnement, in Klagen und Exclamationen, in unzeitigem und übelverstandenen Eifer, in Verleumdung fremder Völker, in persönlichem Interesse, in blinder Anhänglichkeit an Allem, was von der Nation herkommt; sondern in Dingen, welche die kleinherzigen Egoisten unserer Tage nur dem Namen nach kennen, in hochherziger Vergessenheit seiner selbst um des Ganzen, in uneigennütziger Theilnahme an dem wahren Interesse der Nation, in großmüthiger, thätiger Mitwirkung zum Wohl des Landes,

daß nicht bloß durch seine Felder und ernährt, durch seine Flüsse und trinkt, sondern auch durch seine Staatsverfassung Sicherheit der Bürgerrechte, durch seine Staatsverwaltung nationale Glückseligkeit begründet. Patriotismus kann nur in einer Nation, nicht in einer Gesellschaft von Horden, nur in einem Staat, nicht in einem Kerker Statt finden; aber der Mensch, welcher alle seine Wünsche und Hoffnungen, alle seine Kräfte und Talente auf ein Land beschränkt, welches im wahren Sinn des Wortes ein Vaterland ist, welcher als Mensch Kosmopolit, aber als Bürger eines Staats Patriot ist, kann mit edlem Stolz sich der Vaterlandsliebe hingeben, die nur in den Zeiten des elendesten Egoismus und der überfeinerten Universalität eine Chimäre ist.

XII. Hat man aber nur ein Land und kein Vaterland, oder hat man sein Vaterland auf eine Zeitlang verloren, so ist es demjenigen, dessen Seele nicht an dem Schlamm des Eigennuzes, sondern an dem Leben und dem Interesse einer großen Gemeinschaft gebunden ist, erlaubt, den Karak-

ter eines Staatsbürgers nur in den Umgebungen der niedern Welt zu behalten, sich mit seiner höhern Natur zum Kosmopolitismus empor zu schwingen, Staaten und Völker als Erscheinungen anzusehn, und nach seinem Ideale gleich zu prüfen und unpartheißich zu richten, sich selbst aber, statt der trockenen Wirklichkeit seines Landes, die weite Erde zum Vaterlande anzuweisen. Aber nur wenige können sich zur wahren Weltbürgerschaft erheben: nicht alle dürfen es, weil eine Nation sonst aufhören würde, Nation zu seyn, und selbst der Philosoph, der ein echter Kosmopolit ist, wird doch oft, durch die Unermeßlichkeit seines Horizontes ermüdet, zu dem Gefühl der Nationalität zurückkehren, welches des Menschen Bestimmung ist.

R.

V.

Seltener Abscheu vor. Gegenstände verschiede-
nener Art.

Heinrich der Dritte von Frankreich konnte nicht allein in einem Zimmer bleiben, worin eine Kaze war. Der Duc d'Espernon fiel bey dem Anblick eines Kaninchens in Ohnmacht. Dem Marschall Albert wurde übel, wenn ein Ferkel auf eine Tafel gebracht wurde. Ladislaus, König von Polen, ergriff die Flucht, so oft er Aepfel gewahr wurde. Erasmus Nostradamus konnte keinen Fisch riechen, ohne das Fieber zu bekommen. Scaliger bebte am ganzen Körper, wenn er Krebse erblickte. Encho de Brahe vermochte sich kaum auf seinen Beinen zu halten, wenn ihm ein Haase oder ein Fuchs aufstieß. Jede Mondfinsterniß zog dem Kanzler Baco eine Ohnmacht zu. Boyle bekam Verzuckungen bey dem Geräusch, welches das Wasser macht, wenn es aus einem Hahne läuft. La Motte le Vayer vermochte nicht den Ton ir-

gend eines musikalischen Instruments auszustehn, empfand aber das lebhafteste Vergnügen beyr Donner. Der Engländer Thorough wurde ohnmächtig, so oft er das dreyundfunfzigste Kapitel im Jesaias las. Eine englische Dame gerieth in Zukungen, so oft ihr Vater ihr von den Süßigkeiten der Ehe vorschwahte. Eine deutsche Prinzessin hatte einen solchen Abscheu vor der Ehe, daß sie am Tage ihrer bestimmten Trauung sich heimlich mit einer Kammerfrau aus dem väterlichen Hause entfernte, und obuerachtet aller Nachforschungen nie wieder zum Vorschein kam.

VI.

Taschen-Apparat der sauern Räucherungen.

Ben der großen Sensation, welche die Verpflanzung des gelben Fiebers nach Europa vor einigen Jahren gemacht hat, kam die Erfindung, den Ansteckungsstoff durchs Räuchern mit Säuren zu vernichten, von Guy-

von Morveau und James Carmichael
 Smith, zur Sprache; auch ist nicht zu
 leugnen, daß ihre Anwendung die wohlthä-
 tigsten Folgen für die Menschheit gehabt hat.
 Aber nicht bloß als Schutzmittel gegen das
 gelbe Fieber eignen sich diese Räucherungen,
 sondern ihre Anwendung geschieht auch schon
 in ganz Frankreich und mehreren andern Län-
 dern mit Erfolg in allen andern Fällen, wo
 Krankheitsstoffe und Ansteckungsmaterien die
 Luft infizirt haben, als: in Krankenzimmern,
 Hospitälern, sehr bewohnten Häusern, Vieh-
 ställen und an Orten, wo faulende thierische
 und vegetabilische Substanzen ausdünsten.
 Ihre zerstörende Kräfte, die sie auf alle
 Ansteckungsmaterien äußern, macht sie des-
 halb so geschickt, in den Krankenzimmern,
 wo bössartige ansteckende Krankheiten, z. B.
 faulichte Fieber, herrschen, die Luft zu rei-
 nigen, und so dem weitem Ausbruch der
 Krankheit vorzubeugen, und Gesunde vor
 Ansteckung zu schützen.

Da nun aber die gewöhnlichen Apparate
 für manche zu umständlich und unbequem,
 auch nicht die dazu erforderlichen Sachen zur

Hand sind, um diese Räucherungen mit der so nöthigen Vorsicht anstellen zu können, so habe ich bereits mehrere Taschenapparate, nach Morveau, angefertigt, welche durch ihre kompendieuse Einrichtung bey vielen meinen Freunden Beyfall gefunden haben, auch bereits von den mehrsten Herren Aerzten, sowohl in den Hospitälern als in den Krankenzimmern, mit dem besten Erfolg angewendet werden. — Um nun diese sauren Räucherungen noch gemeinnütziger zu machen, so erbiere ich mich, diese Apparate für einen Jeden, der solche zu haben wünscht, unter meiner Aufsicht anfertigen zu lassen, und eine mündliche Anweisung von den Vorsichtsmaßregeln bey dem Gebrauch zu ertheilen.
 Mitau, den 1sten Oktober 1807.

Apotheker Ziga.